Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1 20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. April 1901.—Heft 4.

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Einleitung.

Der „Reform-Advocate" vom 19. Januar dieses Jahres enthält an leitender Stelle einige wohlwollende Bemerkungen über die „Deborah," in deren Verlauf mein Artikel „Kritik und Bibelkritik" in No. 1 als ein Versuch, offene Thüren einzurennen dargestellt wird. Von dem Standpunkte des Fachmannes aus ist dieses Urtheil nicht unberechtigt, aber „Die Deborah" prätendirt nicht, ein theologisches Fachjournal zu sein; sie wendet sich an einen weiteren Leserkreis, der, wenn auch zum großen Theile aus gebildeten Leuten zusammengesetzt, mit solchen Worten wie Kritik nur einen höchst vagen Begriff verbindet, einen Begriff, wie ihn eben der Sprachgebrauch der Conversation versteht. Unter Bibelkritik versteht die große Mehrzahl der Nichtfachmänner, auch der Gebildeten unter ihnen, nicht eine bestimmte wissenschaftliche Methode, sondern eine allgemeine Gemüthsstimmung. Ein Bibelkritiker ist für das Durchschnittspublikum derjenige, der nicht glauben will, sei es, weil er glaubensschwach geboren wurde, oder weil ihn der Glaube in seiner sinnlichen Lebensauffassung genirt.

Diese Einleitung war nothwendig, um meinen Standpunkt zu präcisiren, daß es Dinge giebt, die einem erwählten Kreise von Leuten selbstverständlich sind, während sie dem großen Publikum doch manches Neue bieten,

es wäre denn, daß wir denken wie jener fromme Beter, der sagt: „Wozu steht „Jigdal" im Gebetbuch, es kennt es doch jeder auswendig?" oder wie jener Rabbi, der seine Sabbath-Hagadol-Deraſcha über die verwickeltesten Punkte des rabbinischen Civilrechts mit den Worten beginnt: „Den alten Rabbe (Baba Mezia 3, a.) känn doch die ganze Welt."

Haben wir nun bewiesen, daß es selbstverständliche Dinge giebt, die einzelnen Leuten erst beigebracht werden müssen, so wird es uns Niemand übel nehmen, wenn wir über das Wesen und den Nutzen jüdischer Geschichte einige Worte sprechen. Hat doch selbst der Veteran unter den philosophischen Schriftstellern, Professor Lazarus, ein Mann, der sich seit mehr als einem Jahrhundert auf den geistigen Höhen der Gesellschaft bewegt, sich bemüssigt gesehen, eine Broschüre zu schreiben: „Wie und zu welchem Ende studiert man jüdische Geschichte?" Der Leser wird gut thun, diese instruktive Schrift selbst zur Hand zu nehmen. Ich werde meine eigenen Anschauungen entwickeln, ohne anzugeben, in welchem Punkte ich mit dem gefeierten Philosophen übereinstimme, in welchem ich differiere, und in welchem ich etwas sage, was er bei Seite ließ. Meine Darstellung ist von meiner persönlichen Erfahrung motiviert. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß man in jüdischen Kreisen Geschichte als eine werthlose Liebhaberei ansieht.

Im Jahre 1892 sprach Herr Rabbiner Dr. Philipp Klein in einem gegen mich gerichteten Artikel, der in einem New Yorker Jargonblatt erschien, verächtlich von Seder-Hadoroth-Gelehrsamkeit. Das Wort selbst bedeutet unter den Gelehrten der alten rabbinischen Schule eine Herabwürdigung. Der alte Rabbiner hatte viel Wichtigeres zu thun, als sich darum zu kümmern, wann der durch Heine eine Weltberühmtheit gewordene „Tausves Jontef" gelebt habe. Das Wichtigste war, daß man ihn verstände. Ob er im siebzehnten oder im elften Jahrhundert gelebt habe, war für diesen Herrn gleichgiltig. Ich gestatte mir die Anmerkung, daß ich nicht den leisesten Groll gegen Herrn Doktor Klein hege. Persönlich habe ich ihn nie kennen gelernt, und jeder seiner Bekannten, die ich kennen lernte, sprach von seiner Religiösität und Gelehrsamkeit mit der größten Hochachtung. Seine Geringschätzung der Geschichte macht ihn in meinen Augen weder zu einem Ignoranten noch zu einem beschränkten Menschen; ich sehe in ihr nur einen Ausfluß seiner Geistesrichtung und seiner religiösen Anschauung. Sein Fall ist typisch, wie ich im Folgenden beweisen will.

Der am 7. November 1860 verstorbene Berliner Rabbinatsassessor Jakob Josef Oettinger soll gesagt haben: „Wenn Ihr wissen wollt, was für Taback Raschi geschnupft hat, müßt Ihr Zunz fragen, wenn Ihr aber wissen wollt, was Raschi sagt, fragt mich." Wir wollen gerade dieses Beispiel noch später erörtern. Der im November v. J. verstorbene Wiener Rabbinats-Assessor Jakob Fleißig, ein ungarischer Rabbiner vom alten Schlage, sagte: „Geschichte ist Maskir Neschomos" (eine Gedächtnißfeier für verstorbene Angehörige). Damit wollte er offenbar sagen: Geschichte ist keine Wissenschaft, sondern nur eine Gefühlsäußerung, ähnlich derjenigen, die uns bei der Seelenfeier für verstorbene Angehörige erfüllt. Das Merkwürdige ist, daß ich die Kenntniß dieser Aeußerung einem jungen Rabbiner verdanke, der

einen ordentlichen humanistischen und akademischen Bildungsgang durchgemacht hat und der Sohn eines Rabbiners ist, der ebenfalls eine solche Bildung erhalten hat. Trotzdem citirt er diese Aeußerung des alten Rabbiners mit Zustimmung.

Wie kommt das? Weil wir Juden durch Generationen zur Apathie und Antipathie gegen die Geschichte erzogen wurden. Geschichte setzt ein freudiges Selbstbewußtsein voraus. Herodot und Thucydides schrieben, als der griechische Geist über den unbeholfenen Koloß der persischen Macht triumphierte. Tacitus schrieb in einer Zeit, da man sich gerne der glorreichen Vergangenheit erinnerte, wenn auch die Gegenwart einen Verfall darstellte. Freiherr von Stein regte die Sammlung deutscher Geschichtsquellen an, als Napoleon bezwungen worden war. Josephus Flavius schrieb wohl als besiegter General eines niedergeworfenen Volkes, aber er schrieb in dem Bewußtsein, in dem ein Burengeneral über den südafrikanischen Krieg schreiben könnte, in dem Bewußtsein erdrückt, und nicht bezwungen worden zu sein; er schrieb ferner in dem Bewußtsein, daß die Idee, für die sein Volk gestritten hatte, unbesiegt und unbesiegbar sei.

Die späteren Juden litten unter den Erinnerungen vergangener Tage zu sehr, als daß sie dieselben hätten gerne zurückrufen sollen. Isaac M. Wise begann seine Memoiren mit seiner Landung in Amerika. Für uns wäre es doch interessant gewesen, gerade über seine Jugendzeit etwas zu erfahren, wie er in dem Dörfchen, in dem er geboren ward, seine ersten Jahre zubrachte, über seine ersten Lehrer, über die Aspirationen, die ihn nach Amerika zogen und über so vieles Andere, das uns den Werdegang des einzigartigen Mannes klar gemacht hätte. Er hat es nicht gethan, weil er die Erinnerung an diese Jahre aus seinem Gedächtniß auslöschen wollte.

Wiederholt mache ich ähnliche Erfahrungen bei gebildeten polnischen Juden, und ebenso wollen Apostaten ihre jüdische Vergangenheit verwischen. Selbst Heine läßt seine Uhr bei einem jüdischen Pfandleiher die hebräischen Konjugationen lernen, und läßt sich von dem Herrn „Kriminalrath Hitzig, der einst Itzig hieß," den Ursprung des Wortes Schlemihl erklären. Auch ungetaufte Modejuden affektiren häufig Unkenntniß jüdischer Ausdrücke und Gebräuche.

Allen solchen Erscheinungen liegt der ungeschichtliche Sinn zu Grunde, der nicht einsehen will oder kann, daß die geistige Individualität des Menschen ein Produkt der aus örtlichen und zeitlichen Verhältnissen resultirenden Wirkungen ist. Meine Individualität zum Beispiel ist hauptsächlich dadurch bestimmt, daß ich jüdischer Theologe geworden bin. Das Letztere ist wieder hauptsächlich das Werk meines Vaters, der, selbst ein tüchtiger Kenner der biblischen und rabbinischen Literatur, schon in seiner Kindheit weltliche Bildung empfangen, daher in sich schon den friedlichen Ausgleich zwischen Judenthum und moderner Bildung vollzogen hatte. Daraus ergab sich für ihn als vornehmstes Lebensideal ein verjüngtes Judenthum, das in seinem geistigen Schaffen und in seinen gesellschaftlichen Formen sich moderner Civilisation anschließen und dabei echtes, rechtes Judenthum bleiben, ja sogar echteres Judenthum werden könne, indem es den Rost finsterer Jahrhunderte,

welcher sein Edelmetall verunzierte, abschliff; diesem Ideale wollte mein Vater seinen einzigen Sohn widmen. Wäre er frühzeitig gestorben, oder hätte er die Bitterkeit in's Leben genommen, die vielen Jeschibajüngern eigen geblieben ist, oder wäre er nicht eine so kräftige Natur gewesen, die einem jugendlichen Gemüthe imponieren mußte, dann wäre ich wohl heute wie die meisten meiner jüdischen Kollegen vom Gymnasium her, Advokat in einer Provinzialstadt, wohl auch Vorsteher der dortigen Gemeinde, dem die Ehre zufällt, dem neuernannten Herrn Bezirkshauptmann namens seiner israelitischen Mitbürger zu gratulieren, und dessen Verdienste bei der Generalversammlung der Gemeinde gebührend gefeiert werden.

Dieses Gesetz der Abhängigkeit von Zeit und Umgebung gilt nicht nur für uns Dutzendmenschen allein. Selbst die hervorragendsten Genies sind ihm unterworfen. Von unserem jüdischen Geschichtspunkte aus können wir das am besten beurtheilen, wenn wir uns den Antisemitismus Bismarck's und Goethe's erklären wollen. Beide sind Geistesheroen, die um Kopfeslänge über ihre Zeitgenossen emporragen. Doch ist Bismarck, wie er selbst gestand, von Geburt Antisemit gewesen, das heißt er blieb trotz seiner genialen Individualität ein märkischer Junker, der den Juden nur als Hausierer und Pächter kennen wollte. Ebenso blieb Goethe, trotzdem er Goethe war, ein Frankfurter Patrizierssohn, der sich nie dazu verstehen konnte, in den Jüdlein, welche man jede Nacht im Ghetto einsperrte, gleichberechtigte Mitbürger zu erblicken.

Diese individuelle Auffassung großer Charaktere fehlt der jüdischen Geschichte fast gänzlich. Mochte Jakob Josef Oettinger noch so mitleidig auf Zunz herabsehen, der sich für Raschi's Tabacksdose interessirte, Raschi ist uns doch nicht ganz verständlich, weil wir sein äußeres Leben nicht kennen, und ebenso ermangeln wir des Verständnisses seiner Zeit, weil uns die Kenntniß der intimen Quellen abgeht. Der alltäglichste Bachur des elften Jahrhunderts hätte uns dazu unschätzbare Beiträge liefern können, die uns Raschi's Talmudkommentare nicht geben.

Auch eine Definition. Der kleine Moritz: „Vaterleben, woher kommt eigentlich der Ausdruck „ein Prominenter?“ Papa (nachdenklich): „Nu, wenn Einer ist sehr vrominent, braucht er gewöhnlich nichts mehr zu arbeiten und kann „prominiren“ den ganzen Tag.“

Ein Chossid will einen skeptischen Freund durch folgende Erzählung von der Wunderkraft seines Rebben überzeugen: Eine Frau bringt dem Rebben ihren taubstummen Knaben. Der Rebbe läßt ihn in's Bees Hamedresch führen und hält ihm eine Semmel vor. „Jankeschel,“ sagt er, „mach' Moize.“ Jankeschel streckt wohl seine Hand nach der Semmel aus, will aber nicht den Segen sprechen. Der Rebbe zieht seine Hand zurück und sagt: „Jankeschel, ich sag' Dir zum letzten Mal, mach' Moize, oder Du wirst stumm bleiben.“ Jankeschel hat nicht Moize gemacht und stumm ist er geblieben. Was sagst Du dazu?

Maisse B'reeschis.

Wenn der Bore hat beschaffen
Unser wunderschoene Welt,
Hat er nit gefrägt bei Keinem,
Nor gethan wie Ihm gefällt,

Alles nach sein eignem Willen,
Nach sein eignem Plan betracht:
Er hat lang genug gearbeit't
Und er hat es gut gemacht.

Wenn Er is' zum Mensch gekummen,
Is' es nit gegangen glatt, —
Un' er hat zunaufgerufen
Sein geflügelten Senat:

„Hört mich aus, ihr meine Gdolim!
Euch hab' ich aher gebracht,
Ihr sollt mir an Eeze geben,
Wie der Mensch soll sein gemacht.

„Helft mir, Kinder, ihm beschaffen,
Aber kuckt sich gut arum!
Er muß sein in uns gerathen:
Ohn' Chisrones, ohn' a Mum!

„Denn ich krön' ihm for a Herrscher,
Un' ich schenk' ihm vun mein Flamm',
Er soll frei beherrschen können
Luft un' Erd un' auch dem Jam.

„Fallen soll var ihm der Vogel
In den Lüften, var sein Macht
Soll der Fisch in Wasser fallen
Un' der wilder Loeb in Jacht."

Der Senat hat sich derschrocken:
„Dieser Menschel, — Schaum un' Räuch,
Wenn er soll die Luft beherrschen,
Kummt er noch in Himmel äuch."

Un' see haben Gott ge=entfert:
„Mach' dem Mensch nach unser Schnitt,
Gieb ihm Sseechel, gieb ihm Gwure,
Doch kein Flügel gieb ihm nit.

„Nein, er tor kein Flügel haben,
Er wet fliehen mit dem Schwert!
Nit betreten soll dem Himmel
Der, was herrscht auf dieser Erd'!"

„Ihr ha't Recht," hat Gott ge=enfert,
„Euer Mischpet, er is' fein;
Doch ein Ausnahm' will ich machen,
Doch ein Ausnahm', — hört sich ein!

„Der Poet soll sein geflügelt,
Er bekummt mein höchsten Rang!
Oeffnen will ich meine Himmeln
Für den Meister vum Gesang.

Die Erschaffung des Menschen.

Als der Schöpfer hat erschaffen
Uns're wunderschöne Welt,
Hat er Rath geholt bei Keinem,
Doch gethan, wie's ihm gefällt: —

Alles nach dem eig'nen Willen,
Nach dem eig'nen Plan bedacht;
Lange war er an dem Werke,
Und er hat es gut gemacht.

Als er kam bis zu dem Menschen,
Ist es nicht gegangen glatt, —
Und er hat heraufgerufen
Den geflügelten Senat:

„Hört mich an, ihr meine Großen,
Euch hab' ich hierher gebracht,
Ihr sollt einen Rath mir geben,
Wie der Mensch soll sein gemacht.

„Helft mir, Kinder, ihn erschaffen,
Zeiget aber Vorsicht groß!
Er muß sein nach unserm Bilde,
Ohne Mängel, makellos!

„Denn ich kröne ihn zum Herrscher,
Reih' ihn ein in's Geistesheer,
Er soll frei beherrschen können
Erde, Luft und auch das Meer.

„Fallen soll vor ihm der Vogel
In der Luft, vor seiner Macht
Soll der Fisch im Wasser fallen,
Und der Löwe auf der Jagd."

Der Senat gerieth in Schrecken:
„Dieses Menschlein, — Schaum und Rauch,
Wenn es soll die Luft beherrschen,
Kommt es in den Himmel auch."

Und sie haben Gott erwidert:
„Mache ihn nach unserm Schnitt:
Gib Verstand dem Menschen, Stärke,
Doch die Flügel gib ihm nit.

„Nein, er darf nicht Flügel haben,
Er würd' fliegen mit dem Schwert!
Nicht betreten soll den Himmel
Er, der herrscht auf dieser Erd'.

„Ihr habt Recht," war Gottes Antwort,
„Euer Urtheil, es ist fein;
Doch gestattet eine Ausnahm',
Eine Ausnahm' darf wohl sein:

„Der Poet soll sein geflügelt,
Er bekommt den höchsten Rang!
Oeffnen will ich meine Himmel
Für den Meister im Gesang,

„Un' ich waehl vun euch a Malach,
Er ſoll greit ſein Tag un' Nacht,
Ihm die Flüglen anzuheften,
Wenn ſein heilig Lied erwacht."

Was iſ' die Welt?

Un' iſ' unſer Welt a Schlafzimmer nor,
Un' iſ' nor a Cholem das Leben;
Dann ſollen mir, will ich, äuch meine paar Jähr
In gute Chalomes varſchweben.

Dann will ich Chalomes vun Freiheit un' Glück,
Wie jene großartige Herren;
Dann will ich in Cholem a lieblichen Blick,
Un' will nit mehr träumen vun Thrären.

Un' iſ' unſer Welt a Sſimche, a Ball,
Wu mir ſeinen Alle varbetten;
Dann willt ſich mir äuch ſitzen breitlich in Saal
Un' haben a Chelek a fetten.

Auch känn ich verdauen a Sach, was iſ' gut,
A Biſſen a rechten vartragen;
Ich hab' in mein Gut auch dieſelbige Blut,
Wie die, welche Ozres varmogen.

Un' iſ' nor a Garten azünd unſer Welt,
Wu 's wachſen auch allerhand Roſen,
Dann will ich ſpazieren dort, wu mir gefällt,
Un' nit, wu die Reichen mir laſen.

Dann willt ſich mir tragen vun Blumen a Kranz;
Ich will ſich mit Dörner nit zieren; —
Dann willt ſich mir äuch mit mein Liebſte im Glanz
Vun Myrten un' Lorbeer ſpazieren.

Un' iſ' unſer Welt a Milchome azünd,
Wu Starke un' Schwache ſtreiten;
Dann art mich kein Sturm, kein Weib un' kein Kind,
Ich bleib' nit mit Kaltkeit vun Weiten.

Dann warf' ich in Feuer ſich, wer' ich ein Held,
Un' kämpf' wie a Löb' far dem Schwachen;
Un' trefft mich die Kaul, — ich fall tot auf'n Feld,
Dann känn ich auch ſtarbendig lachen . . .

Morris Roſenfeld.

„Wählen von euch einen Engel,
Der bereit ſei Tag und Nacht,
Ihm die Flügel anzuheften,
Wenn ſein heilig Lied erwacht."

Was iſt die Welt?

Und iſt nur ein Schlafzimmer unſere Welt
Und iſt nur ein Traum unſer Leben:
Dann ſollen die Jahre, wie's mir gefällt,
In guten Träumen verſchweben.

Dann wünſche ich Träume von Freiheit und Glück,
Wie jene großartigen Herren;
Dann will ich im Traum einen lieblichen Blick,
Und will nicht mehr träumen von Zähren.

Und iſt unſere Welt ein Feſt und ein Ball,
Wo wir ſind geladene Gäſte,
Dann will ich auch ſitzen bequem in dem Saal
Und haben vom Mahle das Beſte.

Auch kann ich verdauen 'ne Speiſe, die gut,
Vertragen den leckeren Braten;
Ich habe im Körper dasſelbige Blut,
Wie die, ſo mit Schätzen beladen.

Und iſt nur ein Garten jetzt unſere Welt,
Wo wachſen auch allerlei Roſen,
Dann will ich ſpazieren dort, wo mir's gefällt,
Auch da, wo die Reichen koſen.

Dann will ich mir winden von Blumen den Kranz,
Nicht will ich mit Dornen ihn zieren;
Dann will ich mit meiner Liebſten im Glanz
Von Myrten und Lorbeer ſpazieren.

Und iſt unſere Welt ein Tummelplatz gar,
Wo Starke mit Schwachen im Streite;
Dann ſchert mich nicht Weib, nicht Kind, nicht Gefahr,
Nicht ſtehe ich kalt zur Seite.

Dann ſtürz' ich in's Feuer mich, werde ein Held,
Und kämpf' wie ein Leu für den Schwachen.
Und trifft mich die Kugel, ich fall' auf dem Feld,
Dann kann ich auch ſterbend noch lachen . . .

Uebertragen von S. Mannheimer.

Rabbi Meir.

(Nach dem Midrasch Rabbah.)

Von J. Groneman. Detroit, Mich.

„Besser ist's, die Vorwürfe des Weisen hören, als auf den Gesang der Narren horchen!" (Kohelet 7, 5)

Die Predigt.

Rabbi Meir, der außer seinem ausgezeichneten talmudischen Wissen ein treffliches Rednertalent besaß, predigte Freitag Abends immer vor dem Gottesdienste, um das Volk über die Pflichten gegen Gott und Menschen treulich zu belehren. Die Synagoge, in welcher er diese Vorträge hielt, war in allen ihren Räumen von Zuhörern weit überfüllt, denn der Wochenabschnitt, aus welchem er sein Thema wählte, gab diesem beliebten Redner solchen reichhaltigen Stoff zur Belehrung, daß jede Klasse ein treues Vorbild zur Nachahmung der Moral und Tugend für das Leben darin fand, und alle Schichten des Volkes Nahrung für Geist und Herz aus selbem zu schöpfen im Stande waren.

Die Reichen wurden zur Barmherzigkeit und Milde und die Armen zu Trost und Hoffnung angeregt, den Gebietern wurde Nachsicht und Sanftmuth und den Dienern Ergebung und Treue eingeflößt, die Lehrer wurden zur Ausdauer und Geduld und die Schüler zu Fleiß und Gehorsam ermahnt, die Eltern fanden hier treffliche Belehrung, wie sie ihre Kinder zu nützlichen Gliedern des Staates, zur Arbeitsamkeit und Gottesfurcht erziehen sollen, und die Frauen, für deren Herzensbildung besonders die moralischen Vorträge gehalten wurden, lernten hier die Aneignung der trefflichsten Tugenden, die zur Aufrechterhaltung des ehelichen Glückes nothwendig sind.

Dieser weltkluge Rabbi, der die Schwächen des menschlichen Herzens und die Verhältnisse der Ehe genau kannte, wußte es wohl, wie der weise Salomo sagt, daß nur ein sanftes und tugendhaftes Weib den Wohlstand und den Frieden des Hauses zu erhalten im Stande sei, und da diese Reden vorzüglich die Förderung eines glücklichen Familienlebens zum Zwecke hatten, so gab er dieser Frau einen väterlichen Rath, jener Trost und Hoffnung, dieser ertheilte er öffentliches Lob, jener schaltete er einen geheimen Tadel im Vortrage ein, je nachdem die Verhältnisse ihn dazu veranlaßten, die Eintracht und den Frieden zwischen zwei Familien wieder herzustellen.

Welches Wunder daher, wenn der Andrang von Zuhörern immer stärker wurde, und von Seite des weiblichen Geschlechtes selten Eine zurückgeblieben war. — Unter den zahlreichen Frauen jedoch, die mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die lehrreichen Worte des Rabbi lauschten, bemerkte man vorzüglich Milka Barseli, ein unglückliches Weib, welches durch Eifersucht ihres Gatten geplagt, im Heiligthum des Herrn Beruhigung und Trost zu finden glaubte. Diese gute Frau war ein Muster weiblicher Tugenden, ihr Herz

wußte nichts von solchen Sünden, die auch nur den kleinsten Schatten auf ihre Seelenreinheit werfen konnten, aber — dessen ungeachtet war ihr Gatte von dem bösen Geiste des schändlichen Verdachts und der Eifersucht täglich mehr geplagt, und die fromme Milka war mit einem Worte sehr unglücklich!

Es war an einem Freitag Abende, als Rabbi Meir wie gewöhnlich von einer großen Anzahl seiner Verehrer umgeben, das Wort Gottes zu predigen begann; da kam er eben über das Thema der wahren Glückseligkeit einer friedlichen Ehe zu sprechen, er wählte hierzu den überaus passenden Text aus den Salomonischen Sprüchen: „Wie glücklich der Mann, der ein biederes Weib gefunden!" Noch nie war der Redner in seinem Vortrage so liebenswürdig, so trefflich, so hinreißend als heute; jedes seiner Worte war eine reiche Tugendsaat, die auf einen fruchtbaren Boden fiel, jede seine Ermahnungen ein Funke, der das heilige Feuer der Keuschheit im Herzen der Frauen anfacht. Dieser wohlberedete Rabbi hatte an diesem Abende sich selbst übertroffen; er schilderte so einfach, so wahr und ausgezeichnet das Schaffen und Wirken einer gottesfürchtigen Gattin im Hause, wie sie gleich einem guten Engel nur Glück und Segen um sich verbreitet und ihrem geliebten Manne die Erde zum Paradiese umschafft.

Eine solche biedere Frau mit allen ihren vorzüglichen Eigenschaften begabt, die das Glück ihres Gatten beneidenswerth zu machen vermochte, war unfehlbar unsere Milka, denn sie war gut, fromm, klug, sanft und zuvorkommend; wo hingegen ihr Gatte Barseli rauh, hart und grausam gegen sie war, und den Schatz, den ihm Gott anvertraute, nicht nach Würde zu schätzen wußte. Diese unglückliche Frau, welche, eben durch die heutige Predigt allzusehr angegriffen, mit Vorsätzen nach Hause ging, alles zu versuchen, das Herz ihres verirrten Mannes zu bessern, näherte sich, nichts Böses ahnend, mit schnellen Schritten ihrer Wohnung. (Fortsetzung folgt.)

Einem Schnorrer gelingt es trotz aller Hindernisse bis zum Herrn Kommerzienrath vorzudringen. Herr Kommerzienrath, Sie sehen in mir einen unglücklichen Menschen, der noch vor einem Jahre wohlhabend war, aber durch Feuersbrunst und Krankheit in der Familie unverschuldet in's Elend gerathen ist. Ich bin auch jetzt kein Bettler. Ich will nur durch ein Darlehen guter Menschen mir wieder zu einem Erwerbe helfen. Der Herr Kommerzienrath ist von der Art des Mannes angenehm berührt, nimmt seine Papiere zur Durchsicht und sagt: Mit ein paar Thalern ist Ihnen doch nicht geholfen. Ich will überlegen, was ich für Sie thun kann; kommen Sie morgen wieder! Der Schnorrer erscheint natürlich wieder, aber der Herr Kommerzienrath hat durch sein Recherchirungsbureau erfahren, daß der so respektable Bittsteller ein Gewohnheitsbettler sei. Entrüstet fährt er ihn an: Hätten Sie sich bei meinem Prokuristen vorgestellt, so hätten Sie Ihre fünf Thaler bekommen wie jeder Andere. Da Sie mich aber beschwindeln wollen, kriegen Sie gar nichts. Merken Sie sich das für die Zukunft! Der Schnorrer lächelt überlegen. Herr Kommerzienrath, sagt er, Börsengeschäft mögen Sie verstehen, aber Schnorrerei brauche ich nicht von Ihnen zu lernen.

Der jüdische Hofschneider in Audienz bei Wilhelm dem Ersten, König von Preußen.

Erzählt von A. B. Schayer.

Historisch.

Als König Wilhelm der Erste von Preußen zur Regierung kam, erfreuten sich mehrere jüdische Berliner Bürger der hohen Ehre, Lieferanten und Handwerker für den königlichen Hof zu werden.

In erster Reihe wurde Herr Gerson, zu jener Zeit Inhaber des größten Modewaaren-Geschäftes in Berlin, Hoflieferant.

Der Schlossermeister Arnheim in der Rosenthalerstraße hatte den ersten feuerfesten Geldschrank in Preußen, vielleicht war es der erste in Europa, verfertigt, er wurde dafür zum königl. Hofschlossermeister ernannt.

Eine besonders große Ueberraschung für die Berliner war es, als man eines schönen Tages das große, goldene, königliche Wappen über dem Geschäftslokal des jüdischen Schlächtermeisters Jacob in der Landsbergerstraße bemerkte. Derselbe führte nur koscher Fleisch und Wurstwaaren unter der strengen Aufsicht des Berliner Rabbinats.

Die Lösung des Räthsels, warum Jacob Hoflieferant wurde, ließ nicht lange auf sich warten. Die Trichinen, kleine giftige Thiere, wurden im Schweinefleisch entdeckt, und da viele Personen durch den Genuß trichinösen Fleisches erkrankten und starben, wurde am preußischen Hof nur koscher gespeist und der jüdische Schlächtermeister Jacob zum Hoflieferanten ernannt.

Trotzdem es viele Hoflieferanten giebt, welche im Schlosse aus- und eingehen, gelingt es ihnen doch nur selten, den Monarchen selbst zu sehen, oder gar zu sprechen. Ausnahmen hiervon bilden Hofschuhmacher und Hofschneider, die den König sehen müssen, um Maaß zu nehmen, und wenn sie ein Paar Schuhe oder einen Anzug für den hohen Herrn anzufertigen haben, auch seine genaueren Anordnungen oft mündlich entgegennehmen. Bei diesen Gelegenheiten knüpft der Monarch auch wohl bisweilen eine kleine Unterhaltung an.

Der jüdische Kleidermacher Kluge, ein Künstler in seinem Fache, arbeitete nur für hohes Militär und für Staatsbeamte. Auch ihm wurde der Titel Hoflieferant zu Theil.

Dem Leser wird es wohl bekannt sein, daß in Deutschland, speciell in Preußen, das Militärgesetz streng gehandhabt wird. Jeder junge Mann, wenn körperlich tauglich, muß nach erreichtem zwanzigsten Lebensjahre Soldat werden. Ein Sohn vom Hofschneidermeister Kluge, der von Paris, wo er sich mehr in der Schneiderkunst ausgebildet hatte, nach Berlin zurück kam, um Geschäftsführer seines Vaters zu werden, wurde für dienstfähig erklärt und sollte Soldat werden. Der alte Mann wandte sich vergebens an die Militärbehörde — es blieb ihm nur noch übrig, an den König, als obersten Kriegsherrn zu appelliren. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den König darüber zu sprechen, aber da es sich um eine Privatsache handelte, suchte er

um eine Audienz nach, die ihm auch gewährt wurde. Der bestimmte Tag nahte heran, und der Hofschneider stand vor dem König. Es war nichts Neues für den hohen Herrn, seinen Hofschneider zu empfangen, auch um sich mit ihm zu unterhalten, Heute aber war es eine Audienz und handelte sich um eine wichtige Sache. Der König kannte seinen Schneider sehr gut und wußte auch, daß der alte Mann es mit seinen Worten ihm gegenüber nicht sehr genau nahm, außerdem sprach er, wenn er viel reden wollte, halb und halb Jargon, worüber der König schon bisweilen gelacht hatte. Im Nebenzimmer waren auf Wunsch des Königs einige hohe Offiziere und der Flügeladjutant anwesend, um der seltenen Audienz beiwohnen zu können, denn der König wußte ungefähr, was kommen würde.

Der Schneider Kluge war auch noch ein frommer Jude und bat daher den König, daß er ihm gestatten möge, mit bedecktem Haupte den bekannten hebräischen Segensspruch zu sprechen.

„Jetzt, Eire Königliche Majestät, der liebe Gott solle Ihnen leben lassen und gesund sein, wir sind — unter uns geredt' — allein hier. Ich bitte Eire Königliche hohe Majestät, mir nicht zu nehmen meinen Sohn zum Militär. Er ist das beste Kind auf der ganzen Welt. Unter uns geredt', er ist der beste Schneider in ganz Preußen. Er kommt jetzt zurück von Paris, dort, wo wieder Näpuluon Kaiser ist. Er spricht besser französisch wie ich, kann deitsch sprechen, er ist ein Musje in Paris gewesen, es mecht' mir brechen mein Herz, wenn der Sohn hätt' sollen werden ein Soldat. Gnädiger, guter König! wie reich — unter uns geredt' — werden Sie schon sein, wenn Sie mer mein Sohn zu den Soldaten nehmen werden. Es sind ja viele Pauern in die Dörfer und für die ist es ein Glück, wenn man Soldaten aus se macht. Sie werden aufgeklärt und man lernt se noch städtische Bildung. Aber ä so ein Mensch, wie mein Sohn ist — Gott soll ihm gesund und stark sein lassen, er ist doch aufgeklärt und hat gewiß städtische Bildung, er ist doch geboren in Berlin."

Der König, der sich des Lachens kaum enthalten konnte, meinte in angenommenem ernsten Tone: „Wo möchte wohl der Staat alle Soldaten hernehmen, wenn alle Väter so wie Sie sprechen würden?"

„Großer Gott, wie heißt alle Väter werden kommen und werden wollen reklamiren für ihre Söhne? Große Königliche Majestät! unter uns geredt' — jeder Vater hat nicht so ä Sohn wie ich hab', ä jeder Vater ist nicht der Hofschneider vun Seiner Majestät und jeder Vater kann nicht die Ehre haben, zu sprechen zum König von Preußen als ein Freind wie ich. Ae Kleinigkeit! Und jetzt bet' ich gehorsamst den geliebten guten König, mich zu erfreien und mein Sohn auch vom Militär zu befreien, und nich' nehmen zu die Soldaten!"

Der König verabschiedete seinen Hofschneider mit dem Versprechen, daß er seinen Sohn behalten möge und „unter uns geredt', braucht er auch nicht Soldat zu werden."

Diese Audienz des Hofschneiders bei König Wilhelm wurde in einer Berliner Tageszeitung veröffentlicht, und als ich ungefähr sechs Jahre später nach Berlin kam, hörte ich noch sehr oft im Theater und am Biertisch: „unter uns geredt'" und „ä Kleinigkeit."

Jüdische Gedenktage.

April.

1. 1796 Schule Hascharath Zebi in Halberstadt gegründet.
1815 Otto v. Bismarck, der indirekte Begründer des Antisemitismus in Deutschland, geb.
1828 Max Büdinger, Historiker, Kassel, geb.
1867 Hermann Schiff, satyrischer Schriftsteller, Heine's Vetter, Hamburg, gest.
1869 Phöbus Philippson, Arzt und Schriftsteller, gest.
1882 Verschwinden der Esther Solymosi in Tisza Eszlar.
1897 H. Makower, Berlin, Justizrath und Führer im Gemeindeleben, gest.
1899 Baronin Klara Hirsch, die Wittwe des großen Philanthropen, gest.

2. 1620 Isaak Usiel, Prediger der portugiesischen Gemeinde in Amsterdam, gest.
1709 Schemaja ben Abraham Bär, Rabbiner in Berlin, gest.
1755 R. Arje Löb, Oberrabbiner in Amsterdam, gest.
1791 Graf Mirabeau, der Befürworter der Judenemancipation, gest.
1806 Gabriel Rießer, der unerschrockene Anwalt der Juden, Hamburg, geb.

3. 1582 Herzke ben Abba, Commentator des Midrasch Rabbot in Lemberg, gest.
1634 Jospe Hahn, Ritualschriftsteller, Frankfurt a. M., gest.
1673 Ruben Kohen ben Höschke, Verfasser des Sammelwerkes „Jalkut Rubeni" in Prag, gest.
1746 Rabbi Isaak Pacifico, Venedig, gest.
1795 Hirsch Kalischer, der Begründer des Zionismus, geb.
1814 David Altaras, hebräischer Autor, Venedig, gest.
1857 Löw Schwab, Rabbiner in Budapest, gest.
1870 Ph. Jaffe, Verfasser der „Regesta Pontificum," gest.
1884 Ignaz Kuranda, österreichischer Politiker, gest.
1890 Arnaud Aron, Oberrabbiner, Straßburg, gest.

4. 1693 Isaak Aboab, Verfasser von Predigten und einer Erläuterung des Pentateuch in Amsterdam, gest.
1762 David Fränkel, Talmud-Commentator und Lehrer Mendelssohn's, Berlin, gest.
1818 M. Kohner, Begründer des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, Neumark, geb.
1883 Menahem Cattavi Bey, egyptischer Rothschild, Kairo, gest,
1886 M. Warburg, Abgeordneter, Altona, gest.
1887 Isaias Morgenstern, Konvertit, Wien, gest.

5. 1760 Isaak Hayim Abendana de Britto, Oberrabbiner, Amsterdam, gest.
1790 Moses Ephraim Kuh, der erste deutsche Dichter unter den Juden, gest.
1793 Moses Dobruska, als Christ Thomas Schönfeld, Lustspieldichter, in Paris guillotinirt.
1804 M. J. Schleiden, Naturforscher und Vertheidiger der Juden, geb.
1882 M. Lilienthal, Rabbiner, Cincinnati, gest.
1888 Moritz v. Goldschmidt, Führer im jüdischen Gemeindeleben, Wien, gest.
1891 Isaak Pesaro Maurogonato, Senator, Italien, gest
1900 L. M. Simmons, Rabbiner, Manchester, gest.

6. 1864 Zebi Hirsch Mecklenburg, Verfasser des hebräischen Buches: „Schrift und Ueberlieferung," gest.
1890 W. v. Boschan, Gemeinderath, Wien, gest.

7. 1615 Exzesse der Zünfte in Worms, Zerstörung der Synagoge.
1667 Prof. Carpzov, Verfasser der Critica sacra, Lübeck, gest.
1815 Marco Mortara, rabbinischer Schriftsteller, geb.

9. 1582 Naphtali Herz ben Meir, Rabbiner in Lemberg, gest.
1723 Löb Neumark, hebräischer Grammatiker, gest.
1879 Karl Isidor Beck, deutscher Dichter, Konvertit, Wien, gest.

10. 1699 Samuel Orgels, Commentator des Ritualwerks „Orach chajim," Hamburg, gest.
1719 Simon Michael, Hofjude in Wien, gest.
1728 Salomo Ayllon, Rabbiner, Amsterdam, gest.
1849 David Proops, letzter Vertreter der berühmten Druckerei-Firma in Amsterdam, gest.
1858 Jüdische Veteranen erhalten Erlaubniß, sich in Finnland niederzulassen.

11. 1825 Ferdinand Lassalle, der sozialistische Agitator, Breslau, geb.
1864 Eliah Bardach, hebräischer Schriftsteller, Lemberg, gest.
1876 Ludwig Traube, berühmter Kliniker, Berlin, gest.
1893 Adolf Franck, französischer Philosoph, Paris, gest.

12. 1660 Scheftel Hurwitz, talmudischer Schriftsteller, Wien, gest.
1740 Simson Morpurgo, Rabbiner aus Gradisca, Gegner der Kabbala, in Ancona, gest.
1792 H. J. Michael, berühmter Bibliophile, geb.
1804 Abbe Libermann, Konvertit, geb
1863 Dr. Julius Barrasch, Arzt und Schriftsteller in Bukarest, gest.
1863 Süßkind Raschkow, hebräischer Dichter, gest.
1886 Aryeh Löb Jelin, talmudischer Autor, gest.
1899 A. B. Gottlober, hebräischer Aufklärungs-Literat, Bialystok, gest.

13. 1823 Sabbato Morais, Führer der amerikanischen Orthodoxie, Livorno, geb.
1850 Bernhard Alexander, Professor der Philosophie, Budapest, geb.
1866 Naphtali Frankfurter, Prediger in Hamburg, gest.

14. 1660 Erlitten sieben Juden in Sevilla den Feuertod.
1712 Elia Spira, Ritualschriftsteller, Prag, gest.
1815 Ch. Zewi Lerner, Grammatiker und Literat, geb.
1872 Deutsch-Israelitischer Gemeindebund gestiftet.
1881 Ludwig Waldenburg, Arzt und Professor an der Berliner Universität, gest.
1890 M. Lehmann, orthodoxer Schriftsteller, Mainz, gest.
1897 Lazar Wogue, Rabbiner und Schriftsteller, gest.

15. 1698 Jakob Sasportas, Rabbiner, Amsterdam, gest.
1900 Dankmar Adler, Architekt, Chicago, gest.
1815 El. Zebi Zweifel, hebräischer Schriftsteller, geb.
1833 Maurice Löwy, Astronom, Budapest, geb.
1834 Joseph Kohen Moline, Dichter, Brüssel, gest.
1882 Bruno Bauer, radikaler Theologe und Antisemit, gest.
1891 Ed. Reuß, Verfasser eines Bibelkommentars, protestantischer Theologe, geb.
1898 Cesare Parenzo, italienischer Senator, Nerva, gest.

16. 1203 Menachem ben Jakob, Lehrer und Dichter in Worms, gest.
1669 Jona Teomim, Rabbiner und Talmudist in Metz, gest.
1717 Abraham Broda, Rabbiner in Frankfurt a. M., gest.
1729 Jakob Eliezer Braunschweig, talmudischer Autor Wien, gest.
1741 Abraham Spitz, der den in Ofen gefangenen Juden die Freiheit erkaufte in Wien, gest.
1821 D. A. Rosenthal, Konvertit und Verfasser der Convertitenbilder, geb.
1858 Alois Jeitteles, Schriftsteller in Wien, gest.
1862 Samuel M. Mayer, Konvertit, Professor in Tübingen, gest.
1872 Moritz Reichenheim, Stifter des Waisenhauses in Berlin, gest.
1879 L. Lazarus, Direktor des Rabbinerseminars, Breslau, gest.
1897 Lueger (Antisemit) als Bürgermeister von Wien bestätigt.

17. 1671 Grundsteinlegung der Synagoge in Amsterdam.
1750 General-Reglement für Juden in Preußen.

17. 1818 Th. Creizenach, Gründer des Reformvereins, später Konvertit, geb.
1888 Abr. Warschawski, Industrieller und Philanthrop in St. Petersburg, gest.
1894 Fanny Neuda, Verfasserin von Frauen-Gebetbüchern, gest.

18. 1735 Ephraim Nabon, Verfasser des „Machne Ephraim" und Rabbiner, Konstantinopel, gest.
1783 Bischof Kennicot, Sammler von Bibelhandschriften, gest.
1806 Dr. Jonas Jeitteles, Arzt in Prag, gest.
1845 Simon v. Lämmel, Führer im jüdischen Gemeindeleben, Prag, gest.
1881 Lord Beaconsfield, englischer Staatsmann, Konvertit, gest.
1887 Ignaz Reich, Schriftsteller, Budapest, gest.
1893 Moses Eismann, hebräischer Schriftsteller, gest.

19. 1283 In Mainz und Bacharach wurden viele Juden ermordet.
1287 Heil. Werner v. Bachrach, dessen Geschichte Heine's Roman zugrunde liegt, gest.
1670 Simson Bacharach, Rabbiner, Worms, gest.
1670 Salomo Marini, Verfasser eines Commentars zu Jesaia, Padua, gest.
1776 Jakob Emden, talmudischer Autor, Altona, gest.
1813 Jakob Fischel, Psychiater, geb.
1814 Moses Philipson, jüdischer Schriftsteller, Dessau, gest.
1819 S. L. Schwabacher, Rabbiner in Odessa, geb.
1820 Georg Levin, Sanitätsrath und Professor, geb.
1872 Hermann Frenkel, galizischer Landtagsabgeordneter, gest.

20. 1344 Levi ben Gerson, Philosoph, Commentator, Mathematiker, Uebersetzer, in Südfrankreich gest.
1632 Nikolaus Anthoine, früher protestant. Pastor, Proselyt, Genf verbrannt.
1772 Israel Levi ben Moses, Astronom in Brody, gest.
1834 A. Th. Hartmann, Antisemit, Theologe, Rostock, gest.
1851 Isaak Erter, Arzt und Satyriker, Brody, gest.
1871 Jakob Tugendhold, polnischer Schriftsteller und Direktor der Warschauer Rabbinerschule, gest
1888 Samuel Poljakoff, russischer Eisenbahnunternehmer und Philanthrop, gest.
1893 Wilhelm Löwenthal, der Anreger der argentinischen Kolonien, Berlin, gest.
1895 Joseph Chajim Caro, talmudischer Autor, Wloclawek, gest.
1897 W. Herzberg, der Verfasser der jüdischen Familienpapiere, gest.

21. 1481 Juden in Sevilla verbrannt.
1585 Moses di Trani, Rechtsgelehrter, Safet, gest.
1840 A. S. Weißmann, hebräischer Literat, geb.
1843 Herzog v. Sussex, Anwalt der Juden, gest
1870 Wolfgang Wessely, Religionslehrer und Jurist, Professor der Prager Universität, gest
1896 Moritz v. Hirsch, Philanthrop, gest.

22. 1759 Israel Rieß, Verfasser des halachischen Scheerit Israel, nur 20 Jahre alt gest.
1767 Baruch Jeitteles, jüdischer Schriftsteller, Prag, geb.
1828 Siegmund Geisenheimer, Vorsteher, aus Bingen, in Frankfurt gest.
1863 Gabriel Rießer, S. 2. April, gest.
1900 Dr. Louis Bein, volkswirthschaftlicher Schriftsteller, gest.

23. 1283 Wurden in Brückenhausen sechzehn Juden ermordet.
1622 Jakob Horwitz, talmudischer Autor, gest.
1797 Salomon Pleßner, Vorkämpfer der modernen Orthodoxie, Breslau, geb.
1884 Anton Ascher, Schauspieler, Meran, gest.

24. 1439 Abigedor Kara, theologischer Schriftsteller, Prag, gest.
1790 Meir Margolioth, Rabbiner und talmudischer Autor, Ostrog, gest.
1887 Josef Levi, Herausgeber des Mose, Corfu, gest.
1889 S. Formstecher, Rabbiner, Offenbach, gest

25. 1221 Baruch ben Samuel, Gesetzeslehrer und synagog. Dichter, Mainz, gest.
1599 Oliver Cromwell, der Freund der Juden, geb.

25. 1796 Joseph von Geldern, Arzt, Heines Onkel, Düsseldorf, gest.
1808 G. Weil, Orientalist, Heidelberg, geb.
1828 Gesetz über die jüdischen Verhandlungen in Württemberg erlassen.
1846 Jeh. Bachrach, Rabbiner und talmudischer Autor, Seiny, gest.

26. 1792 Joseph Teomim, Autor des Peri Megadim, Frankfurt a. O, gest.
1817 Freiherr v. Sonnenfels, Konvertit, humanitärer Staatsmann, Wien, gest.
1829 Th. Billroth, bekannt durch sein abfälliges Urtheil über jüdische Studenten und durch sein Auftreten gegen den Antisemitismus, geb.
1850 Dr. Leo Wolf, medizinischer Autor und Mitbegründer des Tempelvereins, Hamburg, gest.
1883 Sam. Alex. Byck, Bankier und philosophischer Schriftsteller, Leipzig, gest.
1891 Joachim Oppenheim, Rabbiner in Thorn, und hebräischer Schriftsteller, Berlin, gest.
1893 Abraham E. Pumpianski, Rabbiner, Riga. gest.

27. 1293 Meir ben Baruch aus Rothenburg, in der Haft zu Ensisheim gest.
1822 Sal. Löwisohn, Verfasser einer jüdischen Geschichte, Wien, gest.
1822 U. S. Grant, Präsident der Ver. Staaten, bekannt durch ein judenfeindliches Dokument, geb.
1826 Eleasar Fleckeles, Rabbiner und talmudischer Autor, Prag, gest.
1859 Isaak Lyon Goldsmid, Anwalt der jüdischen Rechte, London, gest.

28. 1560 Kalmann Worms, Rabbiner, Lemberg, gest.
1778 Schmelke Horowitz, Rabbiner und Kabbalist, Nikolsburg, gest.
1834 Samuel Trabotti, Wohlthäter in Mantua, gest.
1896 H. v. Treitschke, Antisemit, gest.

29. 1280 R. Isaak aus Corbeil, Verfasser des „Ritual Compend. Semak," gest.
1614 Josua Falk Cohen, „der Sema," Rabbiner, Lemberg, gest.
1679 Josua di Silva, Chacham, London, gest.
1793 Ezechiel Landau, Rabbiner und halachischer Autor, Prag, gest.
1864 David Samosz, Verf. von Gedichten und Uebersetzungen in's Hebräische, gest.
1881 Anton S. Adam Salomon, Bildhauer, Paris, gest.
1885 Moritz Dessauer, Landes-Rabbiner, Meiningen, gest.

30. 1637 Abraham Katzenelnbogen Aschkenazi, Rabbiner, Lemberg, gest.
1833 Baruch Auerbach'sche Waisenanstalt in Berlin eröffnet.
1850 Salomo Sachs, Uebersetzer und Commentator vom Jeremia, gest.
1895 Gustav Freytag, der Verfasser von Soll und Haben, gest.

Warum sagt man אשר יצר unter der Chuppe? Weil einer von beiden Theilen immer ange . . . . wird.

Sprachlos. „Moses, hast Du gehört, Itzig ist geworden überfahren und man hat ihm müssen amputiren beide Händ'." Abraham: „Gott, Du Gerechter, ein Unglück! Hast Du ihm gesehen? Was sagt er?" Moses: „Wie heißt: Was sagt er? Wie känn er reden, wenn er hat keine Händ'?

Chajim Wolowejczewsky trinkt in Karlsbad seinen Kaffee. Zu seinem Entsetzen verlangt man für die Tasse Kaffee 30 Kreuzer. Entrüstet erzählt er seinem Freunde diesen Gewaltakt. „Gott ist doch gerecht," fügt er hinzu, „der Gaslen nimmt mir ab 30 Kreuzer. Was thut aber Gott? Steck' ich mir ein einen silbernen Löffel, hab' ch doch noch Rewach."

Inschriften am Lebenswege.

Aus dem Tagebuche eines Stillen im Lande.

XIII.

Unvermeidlich ist Selbstbetrachtung,
Darum hüte dich vor Selbstverachtung;
Alle Tröster werden dir fehlen
Trägst du den Stachel in der Seelen.

XIV.

Am Scheidewege.

Dein ist die Wahl in deinen Lebenswegen;
Doch willst du nicht dir selbst die Pflicht auflegen,
Zu forschen, daß im Wandel du den Willen
Des weisen Schöpfers immer mögst erfüllen?
Daß deine Wege stets den seinen gleichen
Und seine Ziele dienen dir zum Zeichen?
Frei sollst du zwar, doch nur das Gute wählen,
Trotz Sündengier dich im Entsagen stählen,
Durch treues Walten mit des Schöpfers Gaben
Bist über Schicksalsschläge du erhaben.
Demüthig wirst des Weges nicht verfehlen,
Der Frieden bringt den gotterfüllten Seelen;
Doch so dich Stolz und Eigendünkel blenden,
Wirst du unrettbar dich vom rechten Pfade wenden.

XV.

Welches ist der sicherste Maaßstab für den innern Werth einer Predigt?
Der heilige Segen, den sie dem Prediger selbst gebracht.
Und welcher Theil darin wird am sichersten bei den Hörern Eingang finden?
Derjenige, den der Prediger sich selbst am tiefsten zu Herzen genommen.

XVI.

Daß wir aus Staub gebildet, gilt denen, die die Sünde lieben, als Entschuldigung dafür, daß sie, den Thieren gleich, sich im Staube wälzen; den Frommen aber dient es als Fürsprecher am Throne der Gnade, wenn sie sich ihrer Fehltritte erinnern; denn so sprach Abraham, der Erste, der für Sünder betete: „Siehe, ich habe begonnen zu reden und bin doch nur Staub und Asche" (Gen. 18, 27); und der Psalmist ist voll Zuversicht, daß „Gott ist eingedenk, daß wir Staub sind" (Ps. 103, 14). G. G.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Der Hofjude des achtzehnten Jahrhunderts machte den Fürsten den Hof. Der Volksjude des neunzehnten diente der Revolution. Wem wird der repräsentative Jude des zwanzigsten Jahrhunderts die Kastanien aus dem Feuer holen? Der Staatsfinanz, dem Volkswohl oder dem Geistesvorrang? — I give it up! Doch auch das Räthsel wird gelöst....

Der Messias ist auf dem Weg! Nicht länger im langsamen, mittelalterlichen Tempo. Er macht rasche Fortschritte. Hier in Amerika selbstverständlich erst recht. Es geht keine Woche vorüber, wo nicht ein und das andere unserer jüdischen Journale irgend welchen lesenswerthen Artikel aus den christlichen Kirchenorganen abdruckt. Der „Erlöser" marschirt. Ob das ehren- oder scheerenhalber passirt, das ist allerdings fraglich.

Vor fünfzig Jahren war's der Büchner,
Und that mit „Kraft und Stoff" so groß.
Professor Häckel's „Weltenräthsel"
Hat heute das Geheimniß los.
Doch Kraft und Stoff mit dem Monismus
Gab lendenlahmen Syllogismus,
Und protoplasmische Moneren,
Die können der Logik auch nicht wehren.

In der Gemeindekasse herrscht die Ebbe
Und auf dem Trock'nen sitzt der Rebbe.
In der Gemeindekasse steigt die Fluth,
Wie schnell und wohlig wächst des Rabbi Muth!
„Ob Fluth, ob Ebbe —" denkt der „Parneß,"
„Ich sitze fest in meinem Harneß."

Ob es ein Sturm im Glase Wasser ist oder ein Glas Wasser im Sturme, das unschuldige Wasser wird dabei doch immer mehr oder weniger verschüttet.

Ein veritabler Baron Münchhausen singt dem Zionismus Lob und Preis und Dank. Und dieser Freiherr ist wasch-echt. Rein romantisch-hysterisches Gewäsch. Und dabei kostet das Buch einen horrenden Luxuspreis. Die reine Goldwäsche.

Für Rabbinergehalte mindestens eine Viertelmillion alljährlich. Für den bleibenden Jahrhundert-Gehalt des einzigen Amerikanischen Rabbiner-Seminars, für den Isaac M. Wise-Fond kömmt das erste Hunderttausend noch nicht einmal mit Ach und Krach zusammen! Der Alte fehlt auf allen Seiten. Lasse Dein Jahrzeitlicht blitzen und leuchten, Du Verklärter! Gieb doch dem Einen oder Andern Deiner besten Jünger Geist von Deinem Geist, Kraft von Deiner Kraft! —

Rundschau.

Die französischen Zustände sind keineswegs befriedigend. Allerdings ist der wüste Agitator Max Regis bei der Stichwahl im elften Pariser Wahlbezirk seinem socialistischen Gegner unterlegen, aber es ist bedeutsam genug, daß er in die Stichwahl kommen und dreitausend Stimmen auf sich vereinigen konnte. Als Deputirter hätte er gewiß nicht so gefährlich werden können, wie er als Maire von Algier gewesen ist. In der Kammer giebt es ja Leute, die sein Geschäft besorgen, wie sich das durch die Rede des Herrn Lasies dokumentirte, der die alten Anklagen gegen den Talmud wiederholte, ganz wie es im deutschen Reichstag zu geschehen pflegt. Das geschieht 110 Jahre nach dem denkwürdigen 29. September 1791, der die französischen Juden zu Bürgern machte.

Spanien scheint am Vorabende einer Revolution zu stehen. Der Anstoß ging von der Entführung eines jungen Mädchens aus, das gegen den Willen seiner Angehörigen in einem Kloster festgehalten wurde. Da es sich dabei nicht, wie in Galizien um ein jüdisches, sondern um ein katholisches Mädchen handelte, wagten die Nonnen keinen Widerstand, und das Mädchen wurde seinen Angehörigen ausgeliefert. Man stürmte die Klöster und nur mit großer Mühe gelang es der Gendarmerie, der Situation Herr zu werden. Aehnliche Zustände herrschen in Portugal. Hoffentlich wird man für diese Ereignisse in dem judenreinen Spanien nicht die Juden verantwortlich machen, obwohl bei der Praxis unserer Antisemiten so etwas nicht überraschend wäre. Auf alle Fälle zeigt sich in diesen Ereignissen die Hohlheit der ultramontanen Behauptung, daß nur der Katholicismus eine Garantie für die Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung bilde.

Die jüdische Literatur muß häufig den Vorwurf hören, daß ihre finanziellen Schwierigkeiten ihre Werthlosigkeit beweisen, obwohl es nicht gerade die Unfähigsten sind, welche das Publikum mangelnder Theilnahme an der jüdischen Literatur anklagen. Der unvergeßliche David Kaufmann klagt wiederholt bitter über die Ungunst dieser Verhältnisse. Neulich haben Ludwig Geiger in der Allgem. Zeitung des Judenthums und Israel Abrahams im Jewish Chronicle dieselbe Klage erhoben. Der Schnorrer findet in der jüdischen Literatur einen lukrativen Vorwand zur Brandschatzung seiner Glaubensgenossen: der Gelehrte wird von ihnen reichlich be—mitleidet. Wie wenig der Werth einer Literatur nach ihrem finanziellen Erträgniß beurtheilt werden darf, geht aus der Thatsache hervor, daß neulich dem deutschen Reichstage eine Vorlage zuging, welche für neue Seekarten zwanzig Millionen Mark verlangt. Die Deborah kann vom deutschen Reichstage keine Unterstützung beanspruchen, ist aber mit einer kleinen Summe zufrieden. Alles Nähere sagt die Redaktion.

Die Phrase von der christlichen Cultur stützt sich mit esonderer Vorliebe auf den Ausspruch der Bergpredigt, daß das Judenthum gelehrt habe: Auge um Auge, Zahn um Zahn, während das Christenthum lehre, seine Feinde zu lieben. Abgesehen davon, daß die Lehre Auge um Auge nicht ein Prinzip sittlicher Handlungsweise, sondern eine gerichtliche Strafe ist, und daß das Judenthum gebietet, den verirrten Esel und Ochsen dem Feinde zurückzugeben, tritt die Frage an uns heran, wie das praktische Christenthum das Gebot der Feindesliebe erfüllt habe. Der deutsche Kaiser, der so gerne sein Christenthum betont, hat uns dazu eine interessante Illustration geliefert. In einer Rede, die er am 5. März an die nach China abziehenden Soldaten hielt, sagte er wörtlich: „Die Fremde hat erfahren, was es heißt, den dentschen Kaiser und seine Soldaten zu beleidigen." Damit sollte wohl auf die Execution der chinesischen Beamten, welche zur Sühne für die Ermordung des deutschen Gesandten verlangt wurde, angespielt werden. Mit anderen Worten, der christliche Kaiser hat im Namen des Christenthums gleich zwei Augen für ein Auge verlangt. Bei dieser Gelegenheit sei auf das höchst unverdächtige Zeugniß des englischen Schriftstellers E. J. Dillon hingewiesen, der in der „Contemporary Review" vom Januar dieses Jahres unter dem bezeichnenden Titel „Der europäische Wolf und das chinesische Lamm" eine Schilderung der von den europäischen Truppen begangenen Gräuelthaten giebt, die zu beweisen scheint, daß die kaiserlichen Truppen sich thatsächlich, wie ihr oberster Kriegsherr es wollte, die alten Hunnen zum Muster genommen haben.

Der deutsche Reichstag sowie der preußische Landtag haben ihre antisemitischen Debatten gehabt. Am 4. Februar begann das Redetournier im Reichstage. Der Abgeordnete Böckel brachte den Ritualmord zur Sprache und am 7. Februar verstieg sich der Abgeordnete von Liebermann zu der Behauptung, man habe in weiten Volkskreisen die Ansicht, daß bei der Untersuchnng nichts herauskommen solle, das heißt doch wohl, daß die Judenschaft, wohl die zu solchen Zwecken gestiftete Alliance Israelite, die preußischen Justizbehörden bestochen habe, um den von ihr angeordneten Mord in Konitz zu vertuschen. Am 8. und 9. Februar hatte das preußische Abgeordnetenhaus seine Judendebatte. Dort kam neben dem Konitzer Mordfalle die Anstellnng jüdischer Richter und die Ernennung jüdischer Notare zur Sprache. Justizminister Schönstedt gab mit einer Offenheit, die man schon lange nicht gewohnt war, zu, daß er bei der Ernennung von Notaren und bei der Beförderung von Richtern Juden zurücksetzte. Er sprach davon, daß er wohl selbst nicht Antisemit sei, aber daß man gewissen Imponderabilien, das heißt dem Antisemitismus, Rechnung tragen müsse. Natürlich erntete er mit seinen Aeußerungen den Beifall der Antisemiten und selbst das katholische Centrum, das sonst gerne seine Gerechtigkeit paradirt, wo es in der Minorität ist, stimmte ihm bei.

Das österrichische Parlament ist der Schauplatz wüster Scenen, wie man sie sonst nur in Dorfwirthshäusern an Kirchweihtagen gewohnt war. Es wäre höchst sonderbar, wenn die Juden dabei nichts abbekommen

hätten. Trotzdem war es nur gering im Vergleich mit dem, was den Katholiken zu Theil wurde. Schönerer, der den Antisemitismus in das Parlament einführte, konnte ob der Lorbeeren seiner Gesinnungsgenossen im preußischen Landtage nicht schlafen und interpellirte den Justizminister wegen Ernennung von jüdischen Beamten. Die Mühe war sehr überflüssig, denn jüdische Beamte wurden selbst zur Zeit der liberalen Regierungen in Oesterreich nur sehr spärlich ernannt. Schönerer hat es niemals zu selbstständigen Ideen gebracht, selbst sein Debut als Antisemit war die Nachäfferei Bismarck's. Eine besonders interessante Thatsache ist der Umstand, daß sein Vermögen, welches ihm den Luxus gestattet, sich der Politik zu widmen, von seinem Vater bei Rothschild's Eisenbahnbauten erworben wurde und daß seine Frau die Urenkelin eines gewissen Schmul Leb Kohn ist, daher seine Kinder der semitischen Rasse angehören.

Waren die Skandalscenen im österreichischen Parlament etwas Alltägliches, so war es anderseits etwas ganz Neues, den heiligen Alfonsus de Liguori die Stelle der talmudischen Lehrer einnehmen zu sehen. Die radikalen Deutschen, die gleichzeitig den Antisemitismus vertreten, richteten an den Minister eine Interpellation wegen der Moraltheologie des heiligen Alfonsus, in der Dinge vorkommen, die so arg sind, daß der Präsident den Abgeordneten, welcher die Interpellation einbrachte, bitten mußte, diesen Theil zurückzuziehen. Immerhin genügte selbst das Wenige, das veröffentlicht wurde, um zu beweisen, daß dieser Heilige, der zu den Doctores ecclesiae zählt, Dinge geschrieben hat, die zur pornographischen Literatur gehören. Was der Vertheidiger, ein Monsignore Scheicher, der sich häufig als antisemitischer Redner hervorgethan hat, vorbringen konnte, beschränkte sich daranf, daß diese Dinge vor mehr als hundert Jahren in einer fremden Sprache geschrieben worden seien. Merkwürdigerweise fiel ihnen die Geschichte niemals ein, wenn es sich um den Talmud handelte, der vor mehr als anderthalb Jahrtausenden geschrieben wurde und den doch nie ein jüdischer Papst für unfehlbar erklärte. Das ist die gerechte Vergeltung für Rohling's Talmudjuden. Wir können übrigens mit ruhigem Gewissen sagen, daß solche Dinge, wie sie der Ex-Jesuit, Graf Hönsbröch, in seinem Buche „Das Papstthum in seiner social-kulturellen Wirksamkeit" niedergelegt hat, sich nicht einmal in der degenerirtesten rabbinischen Literatur finden. Konnte der Talmud jemals eine solche Frage untersuchen, wie die, ob die Vorhaut Jesu auch im Abendmahl gegenwärtig sei?

Den Colonien in Palästina wird von unverdächtiger Seite ein günstiges Zeugniß ausgestelltt. Zwei protestantische Missionszeitschriften, der „Bote aus Zion" und „Saat auf Hoffnung" sprechen in hoffnungsvollem Tone von den Aussichten der jüdischen Colonien, besonders, wenn die im Lande geborene Generation heranwächst, die durch Heimathsgefühl an die Scholle gebunden und beim Ackerbau großgeworden ist. Natürlich darf man daran keine überspannten Hoffnungen knüpfen. Von der Ernährung einer großen Bevölkerung in Palästina kann vorläufig keine Rede sein. Nicht nur fehlen alle Vorbedingungen zur Entwicklung einer Industrie, die allein im

Stande ist, eine dichte Bevölkerung zu ernähren, sondern selbst der Ackerbau hat ein beschränktes Feld. Vorläufig verspricht nur der Weinbau lohnende Resultate. Wir verweisen auf die Ankündigung der Karmel-Gesellschaft in diesem Blatte und empfehlen dieses Unternehmen auf das Wärmste. Die Produkte dieser Gesellschaft haben auf der Pariser Weltausstellung einen hohen Preis errungen, sind also an sich der Unterstützung werth, und außerdem ist nur durch eine solche Art von Unterstützung dem Elend in Palästina abzuhelfen. In diesem Bestreben können Zionisten und Anti-Zionisten, Orthodoxe und Liberale einander die Hand reichen. Die Unterstützung der palästinensischen Colonien ist dem liberalen Juden eine der wesentlichsten kulturellen und sozial-ökonomischen Aufgaben des heutigen Judenthums. Darum sollte der Palästina-Wein auf keinem Sedertische fehlen.

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von
S. H. Sonneschein.

„Alles Ringen des Menschen ist auf den Broderwerb gerichtet.“ (Ecclesiastes 6, 7.)

Erst kömmt das Ringen und Jagen. Dann folgt das Erringen oder Mißlingen. Zuletzt die Glücksjagd und Menschenhatz, die Versklavung und Verthierung. . . . . Anfangs ist's ein bloßes Werben um den Erfolg, dann kommt das Erwerben und der Erwerb. Schließlich hat der Wettbewerb und der Kampf und die Arbeit um's Brod die ganze Menschheit im Dienst, und dann erst muß es sich entscheiden, ob dieser Arbeitsmarkt und dieses Feilschen um den Gewinn eine Kulturarbeit und ein Lebensgewinn für die Menschheit, oder ein schnöder Seelenbankerott und Adelsschacher ist . . . .

Jeder Mensch will leben und wo möglich gut leben. Jder Mensch soll einen Nahrungszweig haben, wo möglich einen immer grünen und fruchtbringenden. Doch weil der Acker allein, der Wald allein, die Viehzucht allein, der Weinberg allein, der Fischfang allein, der Bergbau allein, und selbst die Diamantengrube allein, das heißt für sich allein — das wirkliche Wohlleben und einen reichlichen Wohlstand um keinen Preis ermöglichen, haben die gescheidten Menschen den Handel und die Industrie zu Hülfe nehmen müssen. Und jetzt feilscht, handelt, schachert und pachtet, hausirt und discontirt die ganze Kulturwelt! Der Deutsche concurrirt mit den Briten, der Franzmann mit dem Yankee, und selbstverständlich ist der Jude überall mit dabei! Und weil er „das Geschäft“ um so viel länger treibt wie die Andern alle, und dabei auch die eigentliche Kulturträgerei, den Dienst der Wissenschaft und Kunst niemals vernachlässigt hat; weil er in Folge dessen dort, wo man ihm nur ein klein Bischen Spielraum gönnt, sein Ziel: Wohlstand und Wohlleben rascher erreicht, wie viele Andere — darum die Mißgunst, der Neid, das Vorurtheil und der Haß . . . . „Er, der im Himmel thront, lacht über diese Komödie!“

Gieb den „Zehnten" ab, damit Du zu dem „obersten Zehent" Dich zählen magst!" (Midrasch zu Deut. 14, 22.)

Nicht nur der gottselige Wilh. Rothschild, (Gottseidank! Im Himmel giebt es keine Barone!) nicht nur ein ganzer und hundertfacher, sondern auch ein Halber- und Viertelmillionär sollte nach uralter und heiliger Sitte den „Zehnten" gewissenhaft abtragen. Es ist das seine Ehrenpflicht und ganz speziell jüdische Ehrensache! Nur wenn der reiche Jude einen, keineswegs geringen Ertrag seiner Opulenz den besten, den ewigen Interessen der Humanität: der Religion, Wissenschaft und der Linderung des Menschenelends widmet, das heißt den Zehnten seines Einkommens auf den „Gottesaltar" bescheidentlich hinlegt, — nur dann lebt sein Andenken nach dem Tode, nur dann hat er nicht blos für die Erdenspeise, für den Grabesmoder, sondern auch für das Himmelsbrod, für die Seelennahrung sich hienieden abgemüht! —

„Erziehe, gewöhne den jungen Menschen in seiner eigenen Richtung, dann wird er ganz sicherlich selbst im hohen Alter nicht auf Abwege gerathen!" (Sprüche 22, 6)

Alt-Israel, das heißt das mittelalterliche Judenthum, ward im Ghetto, für das Ghetto und durch das Ghetto erzogen. Es dauerte tausend Jahre und darüber, ehe sich diese erbgesessene jüdische Erziehungsmethode ändern konnte. Sie konnte es einfach nicht, weil ihr kein Ausweg zur Freiheit und Gleichheit geboten war. Die Ghettopforten waren und blieben durch Jahrhunderte verschlossen. Aber auch diese Ghetto-Methode war immerhin eine jüdische, eine treue, eine bewährte Methode. Sie bewährte sich für Hunderte von Generationen. Das war! .... Jung-Israel, unsere Kinder und Enkel leben nicht mehr im Ghetto, und wollen, mit Fug und Recht, und werden mit offenen Augen auch nie wieder in's Ghetto sich einpferchen! Für Jung-Israel giebt's also eine andere Methode im religiösen Leben, einen anderen Gang im Denken und Fühlen, ein anderes Ideal für's fromme Thun und Lassen nnd Streben. ... Ihr Alten könnt der Jugend das Ghetto-Judenthum nicht länger aufzwingen! Nicht jeder Jude ist reich genug, um den „Zehnten" zu geben, und sich seine Privat-Synagoge und seinen Privat-Rabbiner zu halten. Judenthum war überhaupt niemals eine Privatangelegenheit!

Ueberraschung. Räuber (plötzlich aus dem Gebüsch tretend): „Geld oder Leben!" Händler Veilchenstiel: „Was for e originelle Geschäfts-Maxime!"

Warum hat die „Mitteh" (Todtenbahre) zwei Stangen und die „Chuppe" (Hochzeits-Baldachin) vier? Weil man mit der „Mitteh" nur einen begräbt; mit der „Chuppe" aber zwei.

Im Konzert. A.: „Wie gefällt Ihnen denn der neue Pianist? — B: „Er spielt streng nach der Bibel." — A: „Wie so?" — B: „Nun, seine linke Hand weiß nicht, was die rechte thut."

Mittheilungen aus dem und an das Publikum.

In der vor Kurzem im Verlage „Tuschijah" in Piotrkow erschienenen Biographie des hebräischen Novellisten Abraham Mapu, der am 11. October 1867 in Königsberg bestattet wurde, findet sich Seite 74 folgender Passus: „Auch der Prediger B. befand sich im Trauergefolge, er hielt jedoch keine Rede, obwohl er sonst bei allen Beerdigungen, wenn ihm die volle Taxe bezahlt wurde, Leichenreden, voll der überschwenglichsten Lobsprüche hielt. Man erzählt, daß der Prediger 25 Mark für eine Rede verlangte, aber da unter den Königsberger Angehörigen Mapu's Niemand war, der diese Summe hätte bezahlen können, wollte der Herr Seelsorger seine Sprechorgane nicht unnöthig anstrengen." Der Verfasser der erwähnten Biographie, Ruben Brainin, ist mir vollständig fremd. Auch den verstorbenen Dr. Bamberger habe ich so gut wie gar nicht gekannt. Ich sah ihn nur einmal im Jahre 1879 bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Breslauer Seminars, als ich Student und Bamberger ein Mann im reifen Mannesalter war. Ein persönliches Interesse habe ich daher an der ganzen Angelegenheit nicht, hingegen muß ich es als ein unqualificirbares Vorgehen betrachten, wenn einem Verstorbenen auf ein bloßes Gerücht hin eine solche abscheuliche Handlungsweise nachgesagt wird. Meine Entrüstung ist um so größer, als ich wiederholt gerade von russischen Juden Bambergers Herzensgüte rühmen hörte. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß Jemand, der die Angelegenheit näher kennt, die nöthige Aufklärung giebt. G. D.

Nordau und der Zionismus.

Herr Redacteur! Wir Zionisten sind es gewöhnt, daß man uns nicht versteht, weil man uns nicht verstehen will. Trotzdem muß ich sagen, daß Ihr Mitarbeiter S. H. S. unsere Geduld auf eine harte Probe stellt, wenn er von Nordau's „decadentem Stuß" spricht und das Schimpfen als ein „Muß" hinstellt. Wir Zionisten haben gerade innerhalb des Judenthums das Beispiel einer Toleranz gegeben, zu dem sich unsere Gegner nicht erheben können. In unseren Reihen sieht man den liberalen Juden, den Freidenker und den Orthodoxen im Kaftan friedlich nebeneinander wirken. Nordau mag Unrecht haben, wenn er von dem Erschleichen und dem Erkriechen der Emancipation der rumänischen Juden spricht, aber das Antichambriren Cremieux's in Berlin während des Congresses von 1878 war, selbst wenn man es als eine offene diplomatische Thätigkeit ansehen will, jedenfalls nicht von Erfolg begleitet. Hat also Nordau Unrecht, wenn er statt eines operettenhaften Sieges der Humanität eine ehrliche bürgerliche Emancipation verlangt, welche den furchtbaren ökonomischen Druck, unter welchen die Juden Rumänien's schmachten, mildern würde? Ist das nicht besser, als der Utopie voller politischer Gleichberechtigung nachzujagen, welche, wenn die Regierung sie decretiren sollte, doch ebenso wie in Deutschland ein todter Buchstabe bliebe und schließlich in weiten Volkskreisen eine solche Erbitterung hervorrufen würde, daß selbst eine wohlwollende Regierung ihr gegenüber machtlos wäre? Ben Ammi.

Theuerer Herr Editer! Sie haben selber getschallenscht die Subskreibers, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und daher will ich Ihnen ein Stück von meinem Meind geben. Ich sage die Wahrheit: Ich gleiche Ihr Papier gar nicht, obwohl ich unter die erste Subskreibers gewesen bin. Für's Erste gleiche ich in einem Papier News zu lesen, wo eine junge Lady ist ingätscht worden und wo junge Leute haben gegeben Sörpreis-Parties und Lawn-Festivals, und von Juker-Parties, welche Lady hat gewonnen den Buby-Preis. Und da ist nicht die kleinste Menschen davon in Ihrem Papier. Dann, wann Sie wollen, daß die Ladies sollen indjussen ihre Hosbänder zu subskreiben, müssen Sie bringen Ressipies von Kuk-Buk, for Instanz jetzt, wenn Feiertage kommen, sollte doch schon sein etwas von Mazze-Schalet und Mazze-Klöß, und in die Aepril-Nomber ist schon zu spät, denn unser Päper kommt erst zu die Misses Kahn, dann lest es noch ihre Tochter, was ist die Misses Schwarz, und dann thun sie mir's schicken. Sie müssen wissen, man kann das nicht Alles erfordern zu subskreiben, weil man das lokal Papier pätroneisen muß, und dann muß man zu die Tschärities und zu die Lotsches belangen. Und mienteim, bis die Misses Kahn und die Misses Schwarz das Papier gelesen haben, ist schon zu spät für Pesach und die Mazzeklöß werden sein, was man kallt bei uns derheim: Eßroigem nach Sikkes.

Dann gleiche ich auch nicht zu lesen von die Liträtjuhr. Was is der Juhs, zu wissen von die hohlische Räbbeis und die Suberstischen, was sie geglaubt haben daran in jene Zeiten? Wir belangen zum Tempel, das heißt, der Mister Schöngut, wo mein Tochtermann ist, ist am Board und war nominäted bei die letzte Lekschen for Weis-President. Wir gleichen nicht zu hören von so Suberstischen, was nicht tschenuein Tschutaism ist, und was nur Risches machen thut.

Dann mit die Gedenktäge, was Sie da haben, is ja ganz schön. Man gleicht zu remembern von Doktor Weis, wo er bei unseren Tempel bei die Dedikäschen ein Spietsch delivert hat, wo desmal auch sein Piktscher in den Morning Päper war. Auch gleiche ich zu lesen von einen Jehude, wo Tschotsch gewesen ist in England, oder wo Kongreßmän war in Tschoimeny, oder wo einer war Mäjer bei Weiennä in einen Soborb, aber was geb' ich drum, daß einer hat Poems gemacht oder is ein Tietscher gewesen in die Juniversitie? An der andere Seite sind Sie aber onfär. Mein Grändpa, wo immer Mussef geort hat derheim in Schmeckelbach im Wärzborgische, den haben Sie nicht gemenschent, und die Misses Kahn sagt auch, daß ihr Vater, wo Gabbe Beß Chajim gewesen ist in Kobenheim in der Rheinpfalz, hätte diservt, daß Sie ihn menschene thun, obwohl ich hab' ihn nicht gekännt, und die Misses Werkheimer, wo von derselbige Stadt kommen thut, sagt, er is Schammes gewesen. Aber es is kein Juhs, daß man kicken thut. Wenn Sie nicht besser thun in Fjutscher, werden wir unsere Subskriptschen känsseln. Mit diesen Wunsch bleibe ich respektvoll Sadie Weiserberg.

* * *

Liebe Frau! Um Ihnen zu zeigen, wie viel Antheil ich an der jungen „Deborah" nehme, beeile ich mich, Ihren Brief, den ich von der Redaktion zur Einsichtnahme erhalten habe, zu beantworten. Ich weiß, wir Frauen kön-

nen recht viel thun, wenn wir es nur recht anfassen, daher erwarte ich auch unter uns Frauen die meisten Abonnenten und bin ich jederzeit bereit, irgend welche Anfragen, soweit ich kann zu beantworten und auch Auskünfte zu ertheilen. So lässe ich heute die gewünschten Recepte für Jomtof folgen und hoffe ich, daß Alles Ihrem Herrn Gemahl und all den lieben Kinderchen gut schmecken wird.

Pleve, oder Kartoffelmehltorte: Man nehme ¾ Tasse Kartoffelmehl, 1½ Tasse Staubzucker und 12 Eidotter, von einer Citrone Saft und Schale und rühre ununterbrochen ¾ Stunden, dann von den 12 Eiweiß den festgeschlagenen mit einer Handvoll Semmelbrösel vermischten Schnee dazu, und in einer gut ausgeschmierten Form langsam backen.

Große Matzeklöße. Man nehme 6 bis 8 Matzen, nehme einen Löffel Fett mit etwas Salz, Pfeffer und Zucker, treibe gut ab, dann 3 Eier, die geweichten Matzen und Matzenmehl, so viel es annimmt, damit man sie schön formen kann und koche in Salzwasser 10 bis 15 Minuten; man kann sie auch mit gekochten Pflaumen füllen.

Allen Hausfrauen wünsche ich ein gut Gelingen.

Frau Hermine Deutsch.

Inland-Nachrichten.

Die „Keneseth Israel" Gemeinde in Philadelphia hielt eine Versammlung ab und beschloß einstimmig die Wiederwahl des assist. Rabbiners, Rev. J. Leonard Levy, auf weitere fünf Jahre, sowie die Erhöhung seines Gehalts von $4000 auf $7000. Herrn J. L. Levy wurde ein ehrenvoller Ruf nach Pittsburg zu Theil, doch wird die „Keneseth Israel" Gemeinde in Philadelphia ihr Möglichstes thun, um sich die Dienste des bewährten Rabbiners zu erhalten.

In Richmond, Va., haben mehrere Anhänger der Unitarischen Religion um Aufnahme als Mitglieder der dortigen jüdischen Gemeinde nachgesucht. Diesem Gesuche könnte unserer Ansicht nach nur unter der einen Bedingung Folge geleistet werden, wenn die Herren Gesuchsteller ihren formellen Eintritt in die jüdische Religionsgenossenschaft bei den gehörigen Autoritäten öffentlich anmelden und sich dem diesbezüglich traditionell vorgeschriebenen Zeremoniell unterziehen würden. Einfach die Bereitwilligkeit zu den Kosten der Erhaltung von Synagogen und anderen gemeindlichen Institutionen beizusteuern genügt noch nicht, um als Mitglied der jüdischen Religiongenossenschaft betrachtet zu werden. Andererseits hinwieder ist die Synagoge das äußere Band der jüdischen Religionsgenossenschaft, wer daher der letzteren nicht angehört, kann auch kein Mitglied der ersteren werden. — Die Jahresversammlung des Curatoriums des Waisenhauses in Atlanta, Ga., wird am 15. April in Richmond, Va., stattfinden.

Am 22. Februar fand in Pittsburg in der Ref. Presbyterianer-Kirche die Feier zur Grundsteinlegung des neuen Tempels der Rodef Scholem Gemeinde statt. Rev. Dr. L. Mayer, Rabbiner der Rodef Scholem Ge-

meinde, hielt die Festrede, in welcher er in erhebender Weise an die dahingegangenen treuen Leiter der Gemeinde erinnerte, welche in dem alten Tempel, dem ersten jüdischen Gotteshause Pittsburgs, vierzig Jahre lang die Saat gestreut, aus welcher den künftigen Geschlechtern Früchte entsprießten. Er knüpfte daran die Ermahnung, daß die jetzige Generation sich ihrer Verantwortlichkeit würdig zeigen möge, wies auf Washington's Geburtstag hin, den an diesem Tage ganz Amerika festlich begehe, und forderte die Zuhörer auf, stets des Motto's der Gemeinde: „Rodef Scholem:" „Suchet den Frieden!" eingedenk zu bleiben. Mit herzlichem Dank für die Gastlichkeit der Presbyt. Kirchen-Gemeinden schloß Dr. Mayer seine erhebende Ansprache.

Begrüßung seitens des Präsidenten der Rodef Scholem Gemeinde folgte, und nachdem Rev. Dr. S. Edward Young von der Zweiten Presbyt. Kirche und Rev. Dr. D. McAllister, Pastor der Reform. Presbyt. Kirche, in herzlichen Reden die engen, freundschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen betont hatten, fand Verlesung verschiedener Schreiben von Eingeladenen, welche der Feier nicht hatten beiwohnen können, statt. Kurzer Segen des orthodoxen Rabbiners, Rev. Michael Fried, schloß die kirchliche Feier, und die eigentliche Grundsteinlegung, bei welcher mehrere Münzen und Zeitungen versenkt wurden, folgte.

Ausland-Nachrichten.

Deutschland.

Inowrazlaw. Hier wurde Herr Kommerzienrath Levy zum Sttdtverordneten-Vorsteher gewählt.

Schneidemühl. Zum Stadtverordneten-Vorsteher wurde Herr Dr. Davidsohn gewählt.

Stuttgart. In Schwäbisch-Hall wurde nnser Glaubensgenosse Herr Heinrich Herz mit der höchsten Stimmenzahl in den Bürger-Ausschuß gewählt.

Hamburg. Herr Hecmann Jakobsohn, einer der ältesten und angesehensten Schriftsteller und Journalisten dahier ist am 19. Januar, zwei Tage nach seinem 71. Geburtstage, im Kreise seiner Familie sanft entschlafen.

Breslau. Dem Geheimen Justizrath Wilhelm Freund, dem langjährigen Stadtverordneten-Vorsteher und ehemaligen Reichstagsabgeordneten, ist das Ehrenbürgerrecht der Stadt Breslau verliehen worden. — Dem Privatdozenten am meteorologischen Institut der hiesigen Universität Dr. Milch ist der Titel als Professor verliehen worden.

Posen. Die Stadtverordneten haben dem langjährigen Stadtverordneten-Vorsteher Geheimen Justizrath Orgler, der wegen hohen Alters und geschwächter Gesundheit sein Amt niedergelegt hat, auf Antrag des Magistrats das Ehrenbürgerrecht verliehen. — Zum Stadtverordneten-Vorsteher wurde hier unser Glaubensgenosse Dr. med. Landsberger gewählt.

Halberstadt, 8. Februar. In einer der letzten Sitzungen des Halberstädter Stadtparlaments hat die Stadtverordneten-Versammlung in

gewohnter Harmonie mit dem Magistrat einstimmig beschlossen, daß nur Anhänger der christlichen Religion seitens der Stadtverordneten-Versammlung in die Schuldeputation gewählt werden dürfen.

Konitz. Kleidungsstücke des ermordeten Gymnasiasten Ernst Winter sind von Soldaten des 14. Infanterie-Regiments im Stadtwäldchen, unweit der Fundstelle des Kopfes, gefunden worden. Die Soldaten, welche neuerdings im Schützenhofe einquartiert sind, machten einen Spaziergang und stießen dabei auf ein Bündel, das den Shlips, Jacket und Weste des Ermordeten enthielt. Bäckermeister Lange sowie Gymnasiasten agnoszirten die Kleidungsstücke, welche erst vor wenigen Tagen an dem Fundort niedergelegt sein können, weil die Gegend wiederholt abgesucht worden ist. Die Kleidungsstücke des Gymnasiasten Winter wurden durch den Intimus des Ermordeten, den Sekundaner Hans Boeck, wiedererkannt. Die Jackenärmel sind stark mit Blut getränkt. In der Tasche fand man ein E. W. gezeichnetes Taschentuch.

Berlin, 27. Januar. Die am 21. Januar stattgehabte Versammlung beschloß folgende Resolution: „Die heute in Dräsel's Festsälen tagende, von mehr als sechshundert Juden besuchte Versammlnng erklärt die Einrichtung eines allgemeinen, deutschen Judentages für dringend wünschenswerth. Des deutschen Judentages Aufgabe soll es sein, unsere bedrohten, staatsbürgerlichen Rechte zu wahren, zur Neubelebung des Zusammengehörigkeitsgefühls und zur Hebung des berechtigten Selbstbewußtseins der deutschen Juden beizutragen. Die Versammlung erwartet, daß die Berufung der Delegirten in einer Weise erfolge, die den deutschen Judentag zu einer wirklichen Vertretung der deutschen Judenheit macht. — Den Professoren an der hiesigen thierärztlichen Hochschule, Herrn Professor Dr. Munck und dem außerordentlichen Professor der Universität Dr. Pinner wurde der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen. — Am 15. Januar ist der Geheime Kommerzienrath Benjamin Liebermann dahier, im Alter von neunundachtzig Jahren eines sanften Todes gestorben. Er war geboren am 4. Dezember 1812 in Märkisch-Friedland, kam 1824 nach Berlin, und war lange Jahre Vizepräsident des Aeltesten-Collegiums, erster Präsident des deutschen Handelstages und Präsident der Gesellschaft der Freunde. — Laut dem dritten Vierteljahrsheft der Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Bureaus, das bereits die Ziffern über die Bevölkerungsbewegung im Jahre 1899 enthält, wurden Ehen geschlossen zwischen:

	1899		1898
Jüdischem Mann und jüdischer Frau . . .	2590 in 1899,	gegen	2582 in 1898
Jüdischem Mann, protestantischer Frau .	220 „ „	„	189 „ „
Jüdischem Mann, katholischer Frau . .	43 „ „	„	35 „ „
Jüdischem Mann, sonstiger Frau . . .	8 „ „	„	6 „ „
Protestantischem Mann, jüdischer Frau .	148 „ „	„	60 „ „
Katholischem Mann, jüdischer Frau . . .	51 „ „	„	60 „ „
Sonstigem Mann, jüdischer Frau	13 „ „	„	12 „ „

Die Gesammtzahl der Mischehen beträgt also im letzten Jahre 430 gegen 463 im Vorjahre. Rein jüdische Ehen wurden acht mehr als im Vorjahre geschlossen, beides, wie man sieht, keine wesentliche Veränderung.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß,“ fiel Schwarz eifrig ein. „Das hat mir mein Schwager erzählt. Sie fahren am Sabbath in Schul' und sitzen dort barhäuptig. Was sagen Sie dazu, Herr Rebiner?“ wandte er sich an den Hausherrn. „Das wäre etwas für uns. Da gehe ich doch gleich in die Kirche.“

Pulsnitz gab ihm nicht Zeit zu antworten. „Das habe ich auch gesagt, und darum bin ich unter die Indianer gegangen. Dort fühle ich mich noch unter Menschen, die ein religiöses Gewissen haben.“

„Und sind die Indianer reiche Leute, daß sie können einen Rebiner halten?“

„Im Gegentheil,“ erwiderte der Gast, „sie sind recht arm. Gehalt zahlen sie nicht, denn sie leben von Jagd und Fischfang. Ich bekomme soviel Fische als ich will, und davon leben wir zumeist. Dann, wenn sie einen Streitfall haben, kommen sie zu mir, denn Alles wird nach dem jüdischen Gesetz entschieden.“

„Merkwürdig, merkwürdig!“ fiel Schwarz ein. „Das ist doch ganz wie es vor hundert Jahren war.“

„Dafür erhalte ich meine Gebühren,“ fuhr Pulsnitz unbeirrt fort, „und wenn ich Kleider brauche, erhalte ich immer von den Kaufleuten, die zu mir kommen und Pelze kaufen, soviel als ich haben will. Schafe sind wild, die können wir schlachten, so viele wir wollen, und auch Truthühner laufen wild in den Wäldern herum. Dann, wenn ich etwas ganz Besonderes brauche wie jetzt, wo ich nach Europa reisen wollte, gehe ich hausieren.“

Schwarz war sprachlos. Mit weitoffenem Munde sah er den gleichgiltig dreinschauenden Gast eine geraume Weile an, bis sich die Worte Bahn brachen: „Im Ernst! hausieren! Ein Rebiner! Das habe ich noch nicht gesehen. In Labings weiß ich, wie ich ein Kind war, hat die Rebezin einen Kramladen gehabt, aber daß ein Rebiner hausieren geht, das habe ich noch nicht gehört. Dazu braucht doch einer nicht nach Amerika zu gehen!“

„In Amerika ist Alles anders,“ bemerkte Pulsnitz trocken. „Das haben Sie ja gewiß von ihrem Schwager gehört. Und wenn unsere alten Weisen Schneider, Schuster und Böttcher waren, warum sollen die heutigen Rabbiner nicht Hausierer sein dürfen?“

„Liebe die Arbeit und meide das Rabbinat, steht in den Sprüchen der Väter geschrieben,“ fiel Schwarz selbstbewußt ein. „Dann steht es doch auch in der Gemore: Wenn du von deiner Hände Arbeit zehrest, dann Heil dir in dieser Welt und wohl dir in jener Welt.“

„Das freut mich, daß Sie ein jüdischer Gelehrter sind,“ sagte Pulsnitz, unbeirrt von einem erneuerten Fußtritte seines Freundes. „Ich habe Ihnen das sofort angesehen. Des Menschen Weisheit erhellt sein Angesicht, sagt König Salomo. Dann konnte ich das gleich aus Ihrer Freundschaft für Ihren Rabbiner schließen, der mir schon vor Ihrem Eintritte viel Rühmliches

von Ihnen erzählte." — Ein energischer Fußtritt unterbrach den Sprecher. „Du hältst doch keine Hunde," wandte er sich an den Hausherrn mit völligem Ernste, indem er dabei unter den Tisch sah. „Meine Schuhe drücken mich wahrscheinlich, weil ich die bequemen Mocassins gewöhnt bin. Sag', was Du willst, bei den Indianern ist es doch am schönsten. Wenn sie nur etwas mehr Kenntnisse besäßen, daß ich so jemanden zum Ausschmußen hätte, wie Herrn Schwarz hier, dann wollte ich nicht mit dem Rabbiner der größten europäischen Gemeinde tauschen!"

Schwarz war offenbar sehr geschmeichelt. Er schmunzelte, wiegte sein buschiges Haupt von einer Seite zur anderen, schaukelte seinen Oberkörper und ließ von Zeit zu Zeit ein „hm, hm, merkwürdig, merkwürdig" vernehmen.

Es dauerte eine Weile, bis er sich von dem Eindruck des Gehörten soweit erholt hatte, daß er eine Frage thun konnte. „Wenn aber die Wilden so gar nichts kennen, Herr Rebiner, wie wissen sie, was sie halten sollen? Können sie oren und haben sie einen Schochet? Und die Weiber, wenn sie so im wilden Wald aufgewachsen sind, werden sie doch wohl kaum wissen, was Gott haben will."

„Da irren Sie ganz gewaltig, Herr Schwarz," erwiderte Pulsnitz mit dem Tone ehrlicher Ueberzeugung. „Das gerade Gegentheil ist der Fall. So ein Indianer geht viele, viele Meilen weit jagen. Das ist nicht etwa wie hier die großen Herren auf einem bequemen Wagen auf die Jagd fahren, ein paar Stunden auf dem Anstand stehen, dann sich zu einer reichen Mahlzeit mit Champagner niedersetzen und wieder nach Hause fahren. So ein Indianer streift wochenlang in den Wäldern herum, um Thiere zu jagen, wie man sie hier gar nicht sieht, meistens Pelzthiere, so eine Art Marder, aber viel größer als die Marder hierzulande sind, dann auch Büffel, auch seltene Vögel, deren Federn von Händlern geschätzt sind; diese schleppt er dann in seine Hütte und wartet, bis ein Händler kommt, der diese Felle, Hörner, Federn, Schlangenhäute —

„Schlangen, giftige Schlangen? Sch'ma Jisroel," fiel Schwarz ein.

„Freilich," fiel Pulsnitz ein, „diese Waaren werden gegen Schuhe, Kleider, Decken, Pferdesättel, Gewehre u. s. w. umgetauscht."

„Gewehren, geladene Gewehren für jüdische Kinder!" schrie Schwarz auf.

„Was denken Sie denn! Glauben Sie, daß man die Büffel mit Blasröhren schießen kann? Ich verkaufe selbst gelegentlich diese Gegenstände, indem ich auf einem Pferde reite und mit beladenen Packeseln die entlegenen Ansiedelungen besuche. Wenn ich in so eine Hütte komme, da sollen Sie einmal sehen! Da kommen die Kinder, helfen mir vom Pferde, und ich habe mich um gar nichts mehr zu bekümmern. Das Pferd wird abgesattelt, die Packesel abgeladen, gefüttert, gewaschen und gestriegelt; ich habe mich um nicht das Geringste zu bekümmern, wie ich schon gesagt habe. Dann muß ich mich zu Tische setzen und muß etwas essen. Meistens natürkich schmeckt es einem, wenn man so stundenlang zu Pferde gesessen hat, aber wenn auch nicht, muß ich wenigstens Mozi machen über ein Stückchen Maisbrot, das sie alle Tage frisch backen —"

„Wie heißt? Aus terkischen Weizen!" fiel Schwarz ein.

„Gewiß," bemerkte hier Steinbach, der sich die ganze Zeit über vergeblich bemüht hatte, durch ein Eingreifen in das Gespräch den Muthwillen des Freundes zu hemmen. „Der Mais ist zuerst drüben angebaut worden und in Ermangelung von anderem Getreide haben die Indianer und ältesten amerikanischen Ansiedler ihn zum Backen ihres Brodes verwendet und thun es, wie ich höre, noch immer in manchen Gegenden."

„Was Du doch für ein Polyhistor bist! nahm Pulsnitz das Gespräch wieder auf. „Ich habe von Alledem nichts gewußt, aber das Eine kann ich Dir sagen, es schmeckt nach einem langen Ritte zu kalter Dickmilch ganz vorzüglich. Und sehen Sie, Herr Schwarz, wenn man in so ein Zelt eintritt — ein Mitglied rückt den einzigen Stuhl, den sie haben, zurecht, ein anderes bringt einen roh gezimmerten Tisch, eines bringt mir Wasser zum Händewaschen, — man würde um keinen Preis dulden, daß ich mich von meinem Sitze erhebe. — Wenn ich nun das Brod anschneide und Mozi mache, steht die ganze Familie herum und sagt so andächtig Amen, andächtiger wie man hierzulande an den hohen Feiertagen betet. Will ich über Nacht bleiben, wird das Zelt für mich ausgeräumt und die ganze Familie schläft im Freien, selbst wenn es in Strömen regnen sollte, oder geht zu Nachbaren oder behilft sich auf Wagen oder in Ställen, wie es gerade zu haben ist. Das Zelt aber ist mein. Nur ein Mann steht die ganze Nacht vor dem Eingange Wache, nicht, daß wir etwas zu fürchten hätten, sondern nur als Ehrenbezeugung, wie das hier bei den Mitgliedern der regierenden Familien geschieht. Und die Mahlzeit, die man da auftischt! Zuerst werden die besten Truthühner geschlachtet, damit ich die Lebern und die feinsten Leckerbissen davon erhalten kann. —"

„Ach, ja!" unterbrach sich der Erzähler. „Sie fragten mich vorhin, ob die Indianer einen Schochet haben. Sie entschuldigen, daß ich so von Einem in's Andere komme. Nein, einen Schochet haben sie nicht. Das besorgen die Frauen."

„Was? die Weiber schächten!" rief Schwarz erstaunt. „Das habe ich noch nie gehört, Darf das sein, Herr Rebiner?" wandte er sich an den Hausherrn.

„Es ist nicht verboten," begann der Letztere mit sichtbarer Befriedigung. „Der Talmud gestattet es ausdrücklich. Der „Ran" citiert die Thatsache, daß Weiber schächten dürfen, als einen Beweis, daß ihr Zeugniß in religiösen Fragen giltig sei. Es ist also vor fünf- bis sechshundert Jahren in Spanien allgemein üblich gewesen. Der berühmte Bibliograph Azulai hat noch eine einer Frau ausgestellten Licenz zum Schächten aus dem sechszehnten Jahrhundert gesehen, und noch aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts besitzen wir einige Zeugnisse, daß Frauen in Italien und in Marokko das Schächten praktizirt haben. Bei den deutschen Juden galt es aber schon im vierzehnten Jahrhundert als ungebräuchlich und wurde durch die Autorität der polnischen Rabbiner im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert als ungesetzlich normirt, weil nach Ansicht des „Ture Sohow" schon das Nichtvorhandensein eines Gebrauches dessen Gesetzwidrigkeit beweist."

Der Gast hatte während dieses Vortrages mit stummen Erstaunen dagesessen und nur leise den Kopf geschüttelt.

Als der Hausherr geendet hatte, sagte Pulsnitz mit dem Tone aufrichtigster Bewunderung: „Weißt Du, David, ich hatte schon als Student vor Deiner Gelehrsamkeit einen heidenmäßigen Respekt, aber jetzt sehe ich mit Ehrfurcht zu Dir auf. Du hast ja die Dinge an den Fingerspitzen, wie die Engländer sagen. Wie kannst Du nur alle diese Thatsachen im Kopfe behalten!“

„Ja, unser Rebiner,“ bemerkte Schwarz schmunzelnd, „ist ein großer Gelehrter. Das sagt sogar der alte Reb Elchonon Steinberg in Bernstadt, der noch mit Ihrem Vater zusammen gelernt hat. Sie werden ihn gewiß kennen,“ — der Angeredete nickte — „der läßt sonst an den jungen Rebinern kein gutes Haar, aber von unserem Rebiner giebt er zu, daß er werth ist, Rebiner zu sein in allen Gauen Israels. Unsere ganze Gemeinde ist auch stolz auf ihn.“

„Das hörte ich gleich bei meinem Eintritte in die Stadt von einer alten Frau, die ich nach der Wohnung des Rabbiners fragte.“

„Das war Zippora Schneeberger,“ fiel Schwarz ein. „Ich habe gesehen, wie der Herr Rebiner mit ihr gesprochen hat. Wenn schon diese Leute Gutes reden, dann weiß gewiß der Soten mekatreg nichts Böses mehr zu sagen. Das heißt, Zippora ist eine alte Jüdin, die kann Niemandem etwas thun, aber wie ihr Mann noch gelebt hat, Schmule Hersch — nun, man soll dem Todten nichts Böses nachreden — das war ein Erz-Korach. Was der nur damals angegeben hat, wie die Gemeinde das Haus kaufen wollte —“

„Lassen Sie doch die alten Geschichten sein, Herr Schwarz,“ bemerkte Steinbach etwas verdrießlich. „Herr Doktor Pulsnitz kennt ja die hiesigen Leute nicht; für ihn hat das kein Interesse. Schneeberger hat mir mehrere Male sein Bedauern über diese Vorgänge ausgedrückt. Uebrigens war er ein tief religiöser Mann und nicht ohne Kenntnisse und immer eifrig bestrebt, zu lernen.“

„Nun, dann ist es kein Wunder, daß Du ein solcher Gelehrter geworden bist,“ fiel Pulsnitz hier ein. „Wenn ich diese Anregung hätte haben können, dann wäre wohl aus mir auch etwas geworden.“

„Nur nicht zu bescheiden!“ sagte Steinbach.

„Aber sagen Sie mir, Herr Rebiner,“ wandte sich Schwarz an den Gast, „wenn die Indianer so gar nichts kennen, wie können die Weiber schächten?“

„Das will nicht viel sagen,“ war die Antwort. „Sie lernen das, wie hier die Frauen das Koschermachen von der Mutter lernen. Dann sind sie so gewissenhaft, daß sie sich Alles merken. Wenn ein Indianer auf die Büffeljagd geht, legt er seinen Tallis und seine Tephillin an, und wird sich nicht von der Stelle rühren, wenn eine ganze Büffelheerde auf ihn losstürmt. Der wird sich lieber niedertreten lassen, als daß er sein Gebet unterbrechen würde. Es kommt wohl nicht leicht vor, denn die Indianer kennen die Natur der Thiere so genau, daß sie sich vorsehen, aber es ist vorgekommen. Und die Frauen, die sind womöglich noch gewissenhafter. Sie müßten nur einmal sehen, wenn ich in so ein Dorf komme, wie sie da von allen Seiten mit Fragen an mich heranstürmen, und ich versichere Sie, die wissen Alles besser wie ich. Man darf eben nicht vergessen, daß diese Leute seit der Zeit König Chiskijahs in dieser Gegend leben und Alles so üben, wie man es zu jenen

Zeiten gethan hat. Wir haben noch eine Thorarolle, die Obadjah, der Schloßverwalter König Achabs, hat schreiben lassen. —"

Steinbach, der große Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen, trat dem Freund so energisch auf die Fußspitzen, daß dieser mit einem lauten „Au!" seinen Stuhl herumschob und seine Füße wagerecht ausstreckte. „Entschuldigen die Herren, aber meine Mocassins fehlen mir. Die große Zehe schmerzt mich ganz entsetzlich. O, ich könnte noch viel erzählen. Ich könnte ein ungeheueres Vermögen erwerben, wenn ich wollte. Die Indianer würden mir niemals ein Preisangebot machen. Ich suche ihre Waaren aus und gebe ihnen dafür, was ich will. Wenn ich ihnen ein Taschenmesser für ein Dutzend Büffelhäute gäbe, es würde noch Niemand ein Wort des Widerspruches wagen. Wenn ich dann von so einem Dorfe Abschied nehme, kommt Alt und Jung, um sich von mir segnen zu lassen. Selbst die Kinder aus den Wiegen werden geholt, damit ich sie segne."

In diesem Augenblick trat die Hausfrau ein. Pulsnitz, der seine Füße zum Schutze gegen weitere Kritiken auf einen Stuhl gelegt hatte, stand rasch auf und sagte: „Entschuldigen Sie, Frau Doktor, daß ich so amerikanisch war, aber Herr Schwarz interessirte sich so sehr für die Zustände meiner Gemeinde, daß ich im Feuereifer meiner Erzählung mich ganz nach Amerika versetzt glaubte."

„Das haben Sie Recht," sagte Schwarz meckernd. „Mein Schwager Wolf Hersch, der legt die Füße gar auf den Tisch."

„Nun sehen Sie, man darf sich in Amerika über gar nichts wundern. Wenn der Mann die Füße auf den Tisch legt, warum soll dann die Frau nicht schächten?"

„Wie, der Mann soll die Frau schächten!" rief Frau Doktor Steinbach erstaunt.

Ihr Gatte lachte laut auf, jedoch der Gast bewahrte den vollsten Ernst. „Gott bewahre!" sagte er. „Ich habe nur Herrn Schwarz erzählt, daß in meiner Gemeinde die Hausfrauen das Schächten selbst besorgen. Gewiß," fuhr er fort, als ihn die Angeredete erstaunt ansah, „meine Frau thut es auch. Sehen Sie, da hier ist ihr Bild." Er zog eine Brieftasche heraus, der er nach einigem Suchen zwei Photographien entnahm. Die eine, eine Frau mit einem einjährigen Kinde in den Armen darstellend, überreichte er der Hausfrau, während er die andere, eine Gruppe von Indianern darstellend, Herrn Schwarz reichte. „Sehen Sie," rief er, auf eine Squaw deutend: „Das ist meine Frau, und neben ihr, der Mann mit dem Bogen in der Hand, ist ihr Bruder, Elischama heißt er. Das ist der Einzige von ihnen, der hebräisches Wissen hat. Der wird auch nie auf die Jagd gehen, ohne ein Mischnajoß mitzunehmen. Der fastet auch jeden Erew Rosch Chodesch und wenn er auch nichts als eine Handvoll Waldbeeren zum Imbiß haben sollte."

Steinbach schüttelte sich vor Lachen, während seine Frau, deren Ausrufe: „Ach, wie entzückend!" keine Beachtung fanden, sich nach dem Bilde in der Hand des Besuchers umsah.

Schwarz hatte seine Brille aufgesetzt und betrachtete unter fortwährenden Interjectionen das Bild. „Die Nas' ist jüdisch," sagte er. „Sonst sollte

man doch gar nicht glauben, daß diese Leute Juden sind und noch so fromme Juden dazu; und der da, was Sie sagen er ist gelernt, hm, hm! Dann die Weiber, wenn sie so fromm sind, warum haben sie ihr Haar so frei herunterhängen?"

Pulsnitz wurde zum Vergnügen seiner Gastfreunde doch ein wenig verlegen. „Wie meinen Sie? Ach ja! Nein, Gott bewahre! Das sind ja Pferdemähnen, die sie auf dem Kopf tragen, wie bei uns die Frauen Scheitel."

„Merkwürdig, merkwürdig!" rief Schwarz.

Dem Hausherrn lag doch daran, das Gespräch abzubrechen. „Du kommst wohl, uns zu rufen, Ernestine," sagte er.

„Ja, ich bitte die Herren zu Tische," erwiederte sie.

„Nun Gott sei Dank!" rief Steinbach aufathmend. „Ich habe von allen den Jagdabenteuern Hunger bekommen. Sie werden entschuldigen, Herr Schwarz. Einladen darf ich Sie nicht, das ist gegen den Talmud, der verbietet, jemanden einzuladen, wenn man weiß, daß er nicht annehmen würde."

„Ich dank' Ihnen, Herr Rebiner. Ich muß nach Hause gehen. Ihnen auch, Herr Rebiner," wandte er sich an Pulsnitz. „Ich habe mich schon lange nicht so gut unterhalten. Merkwürdig, merkwürdig! Das muß ich gleich Moische Löbn erzählen," und damit watschelte er, sich mühsam am Geländer festhaltend, die Treppe hinunter.

---

4. Das Gastmahl.

Der Hausherr war an der Treppe stehen geblieben und hatte dem Besucher, als dieser unten angelangt war, noch einmal: „Adieu, Herr Schwarz!" zugerufen. Dann wandte er sich, mit dem offenbaren Bestreben ernst zu sein, ohne jedoch die lachenden Mundwinkel controlliren zu können, an seinen Freund und sagte:

„Hör' einmal, Max, ich habe mich höchlich über Deine dichterische Phantasie amüsirt, aber mich hast Du in eine arge Verlegenheit versetzt. Du wirst gehen, aber Pessach Schwarz wird bleiben und mich mit seinen Erinnerungen an Deine Urwaldabenteuer unterhalten. Es wird mir daher nichts übrig bleiben, als ihm zu erklären, daß ihn mein Freund zum Narren gehabt hat."

„Das thut mir leid," sagte Max betroffen. „Ich hätte daran eigentlich denken sollen."

„Nun, machen Sie sich nicht zuviel Skrupel," fiel die Hausfrau ein. „Der schwarze Peter wird darum unserem Hause doch nicht ferne bleiben, und das wäre der Uebel größtes nicht. Mir thut es nur leid, daß ich nicht dabei war und mich an der Erzählung von den gottesfürchtigen Wilden nicht mit erbauen konnte. Sie müssen uns das bei Tische wieder erzählen, Herr Doctor, denn da ist Jemand, der sich sehr darauf freut, Sie kennen zu lernen. Rath' einmal, David!

„Robert Hirsch? Ein junger Jurist und früherer Schüler, der hier die Ferien zubringt und häufig unser Gast ist," sagte er erklärend zu dem Besucher.

Seine Gattin schüttelte schmunzelnd den Kopf, indem sie mit einer Handbewegung andeutete: „Weit gefehlt!" (Fortsetzung folgt.)